Romanische Philologie

Das Nationalisierungs-Programm der französischen Renaissance

auf dem Gebiet der Sprache, Dichtkunst, Religion und Sitte

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

Marianne Witton
aus Ziegenhals

Breslau 1940

Gedruckt
im Tageblatt-Haus Coburg

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau.

Referent: Prof. Dr. Fritz Neubert
Correferent: Prof. Dr. Dr. Paul Merker

Tag der mündlichen Prüfung: 29. 9. 39

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

MEINEN ELTERN!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41545807_0046

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

1. Der nationale Grundzug in der geistigen Entwicklung vom Mittelalter zur Renaissance 6
2. Der nationale Ursprung der italienischen Renaissance . . . 7

1. Kapitel.

Die politischen und kulturellen Grundlagen der französischen Renaissance.

1. Die Entwicklung des französischen Nationalstaates (von den Anfängen bis zum 100jährigen Krieg) 9
2. Die Begegnung mit Italien (Karl VIII., Ludwig VII. und die italienischen Feldzüge) 12
3. Das Königtum als Träger der Renaissancebewegung (Franz I. bis Heinrich IV.) 14

2. Kapitel.

Das nationale Programm der französischen Renaissance in Sprache und Dichtkunst.

Die „Deffence" der Muttersprache:
1. Forderung der Muttersprache für das öffentliche Leben . . 19
2. Forderung einer nationalsprachlichen Literatur 20
3. Verteidigung der Fähigkeiten der Muttersprache 23
4. Die Rivalität mit dem Italienischen 30

Die „Illustration" der Muttersprache 36

A. Bereicherung der Muttersprache durch Aufnahme und Nachahmung fremden Gutes 37
   1. Neologismus des Idioms 39
   2. Bereicherung der Literatur 43
      a) Theorie der Uebersetzung 44
      b) Theorie der Dichtkunst (Imitation) 50

B. Reform der Muttersprache durch Regeneration aus den eigenen nationalen Quellen 54
   1. Die grammatische Ausgestaltung der Muttersprache . . 55

2. Die Reinigung der Muttersprache von Italianismen . . . 57
3. Die Neugestaltung der Muttersprache aus dem nationalen Fonds 60
a) aus den Dialekten 60
b) aus dem Altfranzösischen 63
4. Theorie der Dichtkunst (Invention) 64

3. Kapitel.

Das nationale Programm der französischen Renaissance in Kultur und Sitte.

Die nationale Geschichtsauffassung 68
1. Nationale Geschichte auf dem Boden der Antike . . . 68
2. Nationale Geschichte von gallischem Ursprung ausgehend 70
Die politische Gegenwartsliteratur 75
1. Protestantisch-antihöfische Reaktion gegen
a) die römische Kirche 76
b) den Italianismus der französischen Hofsitten . . . 77
2. Die royalistisch-katholische Haltung als Abwehr des germanischen Geistes im Protestantismus 81
3. Die gallikanische Richtung gegen Jesuiten, Liga und spanischen Einfluß 86

4. Kapitel.

Das lyrische Heimatgefühl als Vollendung des nationalen Programms.

1. Clément Marots Sehnsuchtslieder aus der Verbannung . . . 100
2. Du Bellays Sonnette an die Heimat während seines Aufenthaltes in Italien 102
3. Ronsards nationale Lyrik 108

Schlußwort.

Das nationale Programm der Renaissance als Wegbereiter der Klassik 112

Einleitung.

Die Gegenwartsaufgabe der Literaturwissenschaft wird heute mehr denn je von ihrer Gegenwartsbedeutung bestimmt. Es geht also deshalb weniger um Einzelerkenntnisse und -bewertungen aus einer individualistischen Denkweise heraus, sondern vielmehr um die Erforschung der größeren Zusammenhänge. Das Individuum wird nicht isoliert betrachtet, sondern in Relationen, hineingestellt in Geistesströmungen[1]) und -bewegungen seiner Zeit und seines Volkes.

So liegen auch die Gegenwartsaufgaben der Romanistik im wesentlichen darin, diese großen geistigen Zusammenhänge zu erkennen. Nicht so sehr in dem Erfassen eines einzelnen Dichters und seiner menschlichen und künstlerischen Werte, sondern ihn in seiner Eigenart als Franzosen gesehen; nicht in der Betrachtung einer einzelnen Strömung im französischen Geistesleben, sondern in ihr die Offenbarung des französischen Wesens.

Diese Gesichtspunkte sind richtunggebend für die vorliegende Arbeit, in der die nationalen Eigenwerte des französischen Volkes in der Bewegung der Renaissance erfaßt werden sollen. Es handelt sich dabei nicht um die summarische Aufzählung einzelner nationaler Elemente, einzelner Regungen eines erwachenden Nationalgefühls in der Geisteshaltung jener Zeit in Stofflichen und Formalen, und diese Züge herauszuarbeiten etwa im Gegensatz zu anderen in derselben Zeit auftauchenden kosmopolitischen Ideen[2]). Diese Betrachtungsweise würde nie bis an die Wurzeln des französischen Wesens heranführen, weil diese einzelnen nationalen Züge ja ganz allgemein im Wesen und in der geistigen Struktur der Renaissance begründet sind und in der gesamten europäischen Renaissancebewegung gleicherweise auftauchen, in Italien wie in Frankreich und Deutschland. Es soll

1) vgl. Neubert: Gegenwartsaufgaben der Romanistik.

2) vgl. im Gegensatz hierzu die Arbeit von Tilly Epstein: „Nationale und kosmopolitische Ideen in der französischen Literatur des 16. Iahrhunderts". Diss. Frankfurt 1924, welche die in Frankreich „nach italienischem Vorbild" aufkommenden Aeußerungen einer nationalen Bewegung, wie Pflege der Muttersprache, Interesse für nationale Vergangenheit und Angriffe gegen Ausländer aufzählt und in horizontaler Folge aneinanderreiht, ohne daraus den Einschnitt auf das französische Wesen selbst zu vollziehen und ohne in der gesamten französischen Renaissancebewegung, auch da, wo sie scheinbar auf fremden Bahnen wandelt und fremden Einflüssen unterliegt, dennoch eine Auseinandersetzung mit ausländischem, insbesondere italienischem Geist zu sehen und in ihr die große Nationalisierungstendenz aller Kultur- und Bildungsgüter zu erkennen.

vielmehr versucht werden, die in den nationalen Grundkräften des französischen Wesens begründete Sonderentwicklung der französischen Renaissance zu erkennen, insbesondere an den Aeußerungen des französischen Nationalgefühls in seiner arteigenen Erscheinungsform und seiner nationalen Differenziertheit gegenüber dem Patriotismus anderer Nationen, bedingt durch seine kulturelle und politische Entwicklung. Aus der historischen Grundlage erst läßt sich die Gesetzmäßigkeit ableiten und die innere Notwendigkeit erkennen, mit der sich das Gegenwärtige vollzieht, und so äußert sich in der französischen Renaissancebewegung der Durchbruch dessen, was sich politisch in der Vergangenheit vorbereitet und entwickelt hat und mit allen Kräften zu voller Entfaltung drängt: die französische Volksseele, wie sie sich ihrer selbst bewußt wird, das Programm einer nationalen Kultur aufstellt und es in Dichtung und Literatur verwirklicht; um schließlich durch diese Untersuchungen einen Beitrag zu der Erkenntnis der französichen Eigenart geliefert zu haben.

1. Der nationale Grundzug in der geistigen Entwicklung vom Mittelalter zur Renaissance.

Ehe an diese eigentliche Aufgabe herangegangen werden kann, muß einleitend ein Blick auf die gesamte Geisteshaltung des Abendlandes im Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit und die darin aufleuchtende italienische Renaissance geworfen werden, um die französische Eigenentwicklung dieser geistigen Strömung überhaupt in Gegensatz bringen zu können; das heißt also, im Rahmen unseres Themas zu untersuchen, welche Bedeutung in jener Uebergangszeit zweier Weltalter der Begriff nationaler Werte hat, wobei sich ergibt, daß der nationale Zug geradezu eine Notwendigkeit der neuen Zeit und aus ihrer geistigen Struktur heraus erwachsen ist. Er ist begründet in der gesamten Entwicklung vom Mittelalter zur Neuzeit, ihrer langsamen Umwandlung aller Begriffe und Umwertung aller Werte, deren Zusammenfassung der von der Renaissanceforschung seit Michelet[3]) fixierte Begriff der „Entdeckung der Welt und des Menschen" gegeben hat. Découverte du monde, découverte de l'homme... Entdeckung der Welt, d. h. der natürlichen Weltordnung gegenüber einer transzentralen Weltsicht sub specie aeternitatis; des Menschen, d. h. im Bewußtwerden seiner Persönlichkeit und seiner Individualität gegenüber einem kollektiven Empfinden des Mittelalters. Da aus diesem Gedankengang heraus sich die Völker nicht mehr als Glieder einer übernatürlich orientierten Civitas Dei, sondern in ihrer naturbedingten, um nicht zu sagen biologischen — Zugeordnetheit im Bewußtsein ihres Volktums und ihrer nationalen Individualität sehen, ist die Grundlage für die politische Erscheinungsform der neuen Zeit geschaffen, den Nationalstaat.

3) Jules Michelet: Histoire de France, t. 7. 1855; vgl. auch Jakob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien. Gesamtausgabe 1930.

Der Einzelstaat der Neuzeit tritt an die Stelle der allgemeinen Macht des Mittelalters. Gegenüber dem Unisersalismus des Imperiums, der Gemeinschaft germanischer und romanischer Völker, die sich in den Kreuzzügen zu gemeinsamen Zielen und gemeinsamem Handeln vereinen, tritt jetzt das Bewußtsein der einzelnen Volksseele und die Trennung der Nationen voneinander. Und genau so wie sich der Einzelmensch jetzt um die Erforschung und Ausgestaltung seiner neuentdeckten Individualität und seiner Persönlichkeit bemüht, indem er das Ideal des Uomo universale proklamiert und die Entwicklung aller seiner natürlichen Kräfte fordert, so sind auch die zu sich selbst erwachten Völker bemüht, ihre nationale Individualität auszubilden, ihre nationale Art zu pflegen und sich als Volk zu entwickeln, so daß ihrem Kulturschaffen nicht mehr die ständische Gliederung zugrunde liegt, die sich in gemeinsamer Zusammenarbeit der Gelehrten auf internationalen Schulen äußert, sondern n a t i o n a l e Kultur und Bildung das erstrebte Ziel ist.

Dieser nationale Gedanke ist der wesensinnere in der Geisteshaltung der neuen Zeit. Sein Gegenpol, der kosmopolitische, ist erst eine sekundäre Erscheinungsform, aus dem antikisierenden Weltbürgertum des gelehrten Humanismus, der nur den völkerverbindenden Begriff der Menschheit, des ewig Menschlichen, losgelöst von Zeit, Land und Sitte im Auge hat, in die Zeit hineingetragen. Da, wo sich jedoch das Volkstum selbst einen Weg bahnt und seine Stimme erhebt, ist es in der Form des Nationalen, und aus dieser Quelle entspringen alle Bestrebungen in jener Zeit, internationale Bindungen abzuschütteln. So die Tendenz, die Bindungen an die römische Kirche zu lösen und dafür n a t i o n a l k i r c h l i c h e zu setzen, wie es das Werk der Reformatoren Wiclif, Huß, Luther anstrebt. Ferner das Streben, die mittelalterliche Vorherrschaft der übernationalen Latinität zu brechen und demgegenüber die Behauptung der M u t t e r s p r a c h e durchzusetzen, wie es in Italien von Dante, Petrarca und Boccaccio, in Deutschland von der volkstümlichen Richtung des Johann von Saaz und Ulrich von Hutten verwirklicht wird. Ebenso hängt damit ein Zurückwenden in die n a t i o n a l e V e r g a n g e n h e i t des eigenen Volkes zusammen, eine Vorliebe für nationale Geschichtsschreibung, wie sie in Deutschland in dem Werke Jacob Wimpfelings erscheint, und die ihren ganz besonderen Ausdruck in Italien findet.

2. Der nationale Ursprung der italienischen Renaissance.

Von der nationalen Selbstbesinnung her ist überhaupt erst der Durchbruch eines Neuen in Italien möglich, und sie ist die Grundlage für den Begriff des R i n a s c i m e n t o, d. h. der Wiedergeburt von etwas Lebendigem, das als Lebenseinheit eines Volkes da ist, das nur verloren, vergessen und in Verfall geraten ist, durch die Rückwendung in die nationale Vergangenheit aber wieder aufgenommen und zu neuem Leben erweckt

wird. Zu wirklichem Leben erwecken heißt aber, es auch in der Gegenwart fortwirken zu lassen, und das ist es gerade, was die Renaissance des Quattrocento gegenüber allen Wiedererweckungsversuchen der Antike in früheren Zeitaltern und Epochen heraushebt und ihr ihre Einmaligkeit aufprägt. Nicht wie die karolingische oder ottonische Renaissance besteht sie in der Summe von Kenntnissen des antiken Bildungsgutes, seiner Bewunderung und Pflege, sondern in der völligen Schwingungsgleichheit des Welt- und Lebensgefühls in den Menschen der Antike und des Quattrocento, die in sich dasselbe Blut, denselben Geist und dieselben Ideale verspüren. Es ist also das Bewußtwerden der nationalen Grundkräfte des italienischen Volkes, das in ihm den Geist der Antike selbst wachwerden läßt, „la reprise du génie latin par lui-même".[4]) In dem anhaltenden Ringen durch die Jahrhunderte der Fremdherrschaft der germanischen Kaiser und der Zuspitzung des Gegensatzes Deutschland — Italien ist das Imperium der beiden Zentralmächte Papsttum und Kaisertum geschwächt und hat schließlich der erwachenden Volkskraft weichen müssen, die sich vom Denken einer Weltmonarchie loslöst und sich in praktischen nationalen Einigungsplänen trägt, deren Vorstufe die nationalen, von Condottieren geführten Städterepubliken sind. Frei von Fremdherrschaft ist die italienische Volksseele zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt und wendet den Blick in die nationale Vergangenheit: Die alten Autoren werden überall zu neuem Leben wachgerufen, gesammelt, kopiert, übersetzt, aber nicht nur als wertvolles Erinnerungsgut einer vergangenen Zeit, sondern als die Quelle alles dessen, wonach die Menschen jener Gegenwart so sehnsüchtig verlangen in ihren ethischen und ästhetischen Bedürfnissen an menschlichen, religiösen und künstlerischen Werten.

Alle diese Züge sind rein national italienischen Ursprungs und stempeln die italienische Renaissance auch nur in dem einen Lande zu einer einmaligen Erscheinung, weil nirgends so wie dort die Antike gleichzeitig die große Vergangenheit des Vaterlandes bildet, und weil nirgends so elementar und so innerlich das antike Geistesgut erfühlt und erfaßt werden kann, wie auf seinem eigenen Heimatboden. In allen anderen Ländern wirkt diese Strömung deshalb als bloße Uebernahme und Nachahmung, wenn sie nicht zu einer völligen Sonderentwicklung greift gegenüber ihrem Ursprungsland Italien, und so soll im folgenden von diesem geistigen Standort aus die französische Renaissance betrachtet werden, im wesentlichen in ihrer Auseinandersetzung mit dem italienischen Geiste, wie Frankreich diese ausschließlich italienische Angelegenheit aufnimmt und assimiliert, um sie zu einer völlig selbstsändigen nationalen Strömung umzuprägen.

---

4) F. Brunetière: Histoire de la littérature française classique t. 1. „De „Marot à Montaigne", éd. 1904.

1. Kapitel:

Die politischen und kulturellen Grundlagen.

1. Die Entwicklung des französischen Nationalstaates.

Es kann vorausschauend behauptet werden, daß die ganze arteigene Entwicklung, die die Renaissance in Frankreich genommen hat, aus ihren politischen Grundlagen zu erklären ist. Einerseits aus der historischen Entwicklung des französischen Staates, der eine deutliche Tendenz zur Einheit und zum Nationalstaat zeigt, andererseits aus der Art, wie das Königtum die Bewegung trägt und stützt und sie dadurch politische und nationale Bedeutung annimmt. Anders als in dem unter der Fremdherrschaft der deutschen Kaiser in lauter Kleinstaaten zerstückelten Italien ist der Zug zur Einheit der die gesamte französische Geschichte durch das Mittelalter hindurch beherrschende, und zwar Einheit nicht in einer strengen Isolierung von allem Fremden, sondern durch einen dauernden Zusammenfassungs- und Verschmelzungsprozeß und eine Aufnahme fremder Elemente, in denen sich das völkische Wesen jedoch nicht verliert und in ihnen untergeht, sondern sich bewußt behauptet und durchsetzt. Eine solche Verschmelzung bedeutet die Vermischung der keltischen Urbewohner mit römischen Eroberern, ebenso wie diese galloromanische Einheit sich wiederum mit germanisch-fränkischen Elementen zusammenfindet zu der Einheit, die dem Volk seinen Namen prägt für alle Zukunft: Franzien, wie schon Pippin sein Reich nannte und wie es im Vertrag zu Verdun ausdrücklich in Gegensatz tritt zu Germanien. Damit ist seine Linie durch das ganze Mittelalter hindurch sichergestellt, nämlich die nationale Sonderentwicklung gegenüber dem rassen- und völkerumspannenden Imperium, dem Hl. Römischen Reich deutscher Nation, und zwar eine bewußte und systematische Sonderentwicklung zu einem nationalen monarchischen Einheitsstaat.

Schritt für Schritt führt der Weg der französischen Herrscher in kleinster Zellenarbeit zu dem gewaltigen klaren Gebäude der zentralen Königsgewalt, wie wir ihm in der Renaissance begegnen, zunächst im Kampf gegen partikularistisch gesinnte Vasallen, denen gegenüber sich die Könige ein Gegengewicht im Volk schaffen, einerseits materiell durch den Verwaltungsbeamtenstand, der in direkter Abhängigkeit von der Krone steht, andererseits auch auf ideeller Grundlage, an deren Ausbau die königlichen Kronjuristen, die Legisten, arbeiten als die Theoretiker

der dynastischen Politik. Sie umgeben das Königtum mit der religiösen Gloriole seines sakralen Charakters und schaffen durch diese Ideologie in dem französischen Volke den günstigen Boden für den späteren Absolutismus seiner Herrscher, der sich in Frankreich wie in keinem anderen Lande auswirken kann. Zu der politischen gesellt sich auch die kulturelle Zentralisation, die den geistigen Mittelpunkt des Landes an den Königshof, nach Paris verlegt und von dort her alle geistigen Strömungen ausgehen läßt, ebenso wie der franzische Dialekt als der des königlichen Stammlandes in dem Durcheinander der einzelnen provinziellen Idiome schon frühzeitig seine Vorherrschaft behauptet.

Auch für das außenpolitische Wirken der kapetingischen Politik stellen die Legisten klare Leitlinien auf: Schon Dubois betont bewußt die Abgrenzung gegen fremdes Wesen, gegen Deutsche und Italiener[1]) und bildet das unbewußte, rein empfindungsmäßige Vaterlandsgefühl des mittelalterlichen Menschen zu einem klaren Nationalbewußtsein um, indem er nicht mehr nur gefühlsmäßig die terre de France, die dulce France im Auge hat, sondern den Nationalstaat Frankreich. So geht sein Denken wie das aller Legisten bewußt gegen das Reich. Niemals erkennen sie den Kaiser an, da sie die Capetinger für die direkten Nachfolger Karls des Großen halten und somit deren Ansprüche auf das Kaisertum beweisen wollen, genau so, wie sie auf Grund der Verdienste der fränkischen Herrscher für die Kirche in ihrem Kampf gegen den Islam die Hegemonie Frankreichs in der gesamten christlichen Welt fordern.

Aber ebenso wenig wie die Vorherrschaft des Imperiums erkennen sie die des Papsttums an, indem sie der römischen Theokratie ihre Nation gegenüberstellen, und hier liegt die Wurzel zu einer politischen Sonderart, die sich bis in die neueste Zeit in Frankreich auswirkt, in dem Problem des „Gallikanismus". Gabriel Hanotaux erklärt die gallikanische Doktrin aus dem Willen des französischen Volkes, „keinen Einbruch fremder Mächte zu dulden, sich nicht von ihnen aufsaugen zu lassen, sondern sich selbst zu genügen und die Nation nach den Instinkten und Traditionen der französischen Rasse zu organisieren."

So stellt sich die Theorie der Legisten[2]) in bewußten Gegensatz zu der papalistischen, die das kanonische Recht und die geistliche Macht jeder weltlichen übergeordnet erklärt, indem sie die Rechte des Staates gegenüber der Universalmonarchie der Kirche vertreten. Nach diesem Grundsatz handelt Philipp der Schöne, indem er dem Papst in weltlichen Dingen den Gehorsam verweigert und so den Bruch zwischen Rom und Paris herbeiführt. Wichtig und entscheidend ist, daß der französische

1) Helmut Kämpf: Pierre Dubois und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalbewußtseins um 1300. Leipzig—Berlin 1933.

2) Gabriel Hanotaux: Sur les chemins de l'histoire. I. (Théorie du Gallicanisme) 1924; cit. b. Julius Wilhelm: Das Fortleben des Gallikanismus in der französischen Literatur der Gegenwart. 1933 — p. 5*—

Klerus dabei der Parteigänger des Königs ist, daß also die gesamte Kirche Frankreichs diese Tendenz verwirklicht, und daß sie eine aus dem Wesenskern des französischen Volkes kommende sein muß. Hier sind schon die geistigen Grundlagen zu erkennen für die Entwicklung, die die spätere Renaissancebewegung in Frankreich nimmt, in der Ausbreitung des Humanismus als einem gemeinsamen Geistesgut der abendländischen Menschheit, von dessen Universalismus sich jedoch Frankreich wie von dem des Imperiums und der katholischen Kirche ausschließt und ihm die Stabilität seines Nationalwesens entgegensetzt, es nationalisiert und gallikanisiert. Bezeichnenderweise sieht Michelet, der Franzose, nicht in Petrarca und den Italienern die wahren Wiederhersteller des antiken Rom[3]) gegenüber dem mittelalterlich kirchlichen Geist, sondern in jenen Legisten, die die neue Zeit der Renaissance schaffen durch die Emanzipation von kirchlicher Bevormundung, und in Nogaret, der dem Papst Bonifaz die Ohrfeige Philipps überbrachte, die Selbständigkeitserklärung des autonomen Individuums der neuen Zeit gegenüber der Anmaßung geistlicher Macht. Ebenso wie er auch in Jeanne d'Arc dieses neue Zeitfühlen feststellt, dadurch, daß sie den kirchlichen Doktoren und Theologen das Recht ihres Gewissens, ihrer inneren Stimme gegenüberstellt, die nur das Wohl ihres Vaterlandes als höchstes Gesetz kennen.

Ueberhaupt mündet in der Gestalt der Jungfrau von Orléans die gesamte mittelalterliche Entwicklung Frankreichs; denn in ihr ist die nationale Idee, die sich in dem französischen Volke im Lauf der Jahrhunderte aus dumpfen Gefühlen zu klarem Bewußtsein durchgerungen hat, symbolhafter Ausdruck geworden, ein Phänomen, das Frankreich allen anderen Ländern voraus hat, und das deshalb auf eine ganz besondere Intensität dieser nationalen Kraft schließen läßt.

So ist auch der 100jährige Krieg Frankreichs mit England der erste, den ein Land um die Sicherung seines nationalen Lebens führt, nicht mehr um Feudalinteressen. Hierzu ist der Gedankengang Grosjeans ein bestechender, der in dem Werk „Le sentiment national dans la guerre de Cent ans",[4]) wenn auch oft allzu stark unsere modernen Gedankengänge der damaligen Zeit aufprägend und dadurch konstruierend, doch sehr wichtige Gesichtspunkte aufzeigt. Die Lex salica, die durch Verhinderung der Thronfolge der weiblichen Erbinnen und ihrer Söhne den Uebergang der Krone an einen ausländischen Herrscher ausschließt und somit die völkische Dynastie erhält, deutet Grosjean als ein Abweichen von der feudalrechtlichen Praxis zugunsten des Staatswohls, indem sich über die Vorteile der Familie der „commun profit" aufrichtet, wie er auch Frankreich die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache in dem Kampf mit England auf eine Auffassung stützen läßt, die gegenüber alten juristischen

3) Jules Michelet: op. cit. — p. 53 —.

4) Georges Grosjean: Le sentiment national dans la Guere de Cent ans. Paris 1927.

Prinzipien, wie sie England durch seine territorialen Ansprüche vertritt, das als legitim ansieht, was dem Staate von Vorteil ist. Damit beweist Frankreich seine Reife als nationaler Staat schon in einer Zeit, in der die anderen Völker noch weit davon entfernt sind.

2. Begegnung mit Italien.

Dieser abgeschlossene Nationalstaat tritt nun in die Geschichte der Neuzeit ein und verfolgt bewußt seine Ziele, wie sie sich in der Zeit seiner historischen Entwicklung vorbereitet haben. Das Königtum, das sich das ganze Mittelalter hindurch gehütet hat, extreme Eroberungsgelüste zu zeigen und eine Expansionspolitik zu treiben, ehe es nicht zunächst Herr in Frankreich selbst ist, ist nun zu absolutistischer Festigkeit gewachsen und wendet seinen Blick nach außen. Karl VIII. als Erbe des Hauses Anjou, macht deshalb seine Ansprüche auf Neapel geltend und übersteigt die Alpen, um sich in kühnsten Träumen als Triumphator in Rom, Besieger der Türken und Herrscher über die ganze Christenheit zu sehen. So ist also der Zug nach Italien die „Antrittsgeste des einzig reifen nationalen Staates in Europa",[5]) der sich nun imperialistischen Zielen zuzuwenden imstande ist. Er ist aber auch für Frankreich noch von anderer Bedeutung als nur als Manifest des politischen Imperialismus durch die Berührung mit der Kultur des Rinascimento, die in Italien gerade zur höchsten Blüte entfaltet ist. Die faszinierende Wirkung, die diese neue Welt zunächst auf das französische Volk ausübt, ist aus der gesamten Aufbruchsbereitschaft der Seelen am Ausgang des Mittelalters zu erklären. Politisch ist Frankreich zwar geeint und in seiner Entwicklung zum modernen Staat abgeschlossen, das geistige und kulturelle Leben jedoch ist kraftlos und unfähig, aus sich heraus den Durchbruch zur neuen Zeit zu schaffen. Die europäische Vormachtstellung der altfranzösischen Epoche der Chanson de geste und Troubadourpoesie war im Mittelfranzösischen abgeklungen in die bürgerliche Dichtung, die sich nun zur Zeit des italienischen Feldzuges in Auflösung und Niedergang befindet. Die bürgerliche Rhetoriqueurdichtung führt mit wenigen bedeutenden Ausnahmen zu einer preziösen Kunstform und zerfällt schließlich in Flachheit und Oberflächlichkeit, die jedes heroischen Zuges entbehrt, des Zuges zum Großartigen, Heldischen, den das Lebensgefühl der neuen Epoche verlangt.

Dieses Neue kommt nun durch Italien. Hier ist das, was die Menschen suchen, das neue Raumgefühl gegenüber dem flächenhaften Empfinden des Mittelalters, die Entdeckung der Kunst und der Schönheit, und das französische Wesen öffnet sofort alle seine Schleusen und läßt alles, was an Größe und Tiefe in dieser neuen Welt liegt, in sich einströmen, zunächst als ein Berauschen an dem Fremden. Aber es wäre weitaus gefehlt, in

5) Francis Hackett: Franz I. Bln. 1936.

diesem Aufnehmen italienischen Gutes den Beginn einer Ueberfremdung zu sehen. Gerade jetzt offenbart sich die Gestalt des französischen Wesens. Nicht nur Einzelmenschen, Künstler oder Gelehrte erleben die italienische Renaissance und nehmen den Keim des Neuen in sich auf, sondern auch das Volk, sein Heer, Soldaten und Kaufleute, und so entsteht daraus nicht eine einzelne geistige Strömung, sondern eine die ganze Nation erfassende Bewegung, in der die Eigengesetzlichkeit des völkischen Lebens wirken kann. Und gerade jetzt offenbart sich wieder der im vorangehenden durch die ganze historische Rückschau aufgezeigte Zug, der nun vor der Welt beweist, was die Eigenart Frankreichs ist: Die Unterordnung alles Außenstehenden unter sein nationales Sein, die meisterhafte Assimilation des Fremden an das französische Wesen.

So vergessen auch die Menschen der italienischen Feldzüge über der Bewunderung des Fremden nicht ihr eigenes Land und seine politischen Ziele. Sie erleben Italien und den in ihm sich offenbarenden Geist der Antike nicht in objektiver Freude, nicht in ehrlicher Begeisterung für Kunst und Bildung der Antike um ihrer selbst willen, sondern nur im Hinblick auf ihr eigenes Land, d. h. als Waffe zur Erneuerung der französischen Kunst und Literatur.

Wie ein Kind, das sich nicht am Schönen freuen kann, ohne seine Hand danach auszustrecken, um es zu besitzen, so sieht der französische Mensch die italienische Kultur und verlangt nach ihr, um sie für sich zu begehren. Es ist keine ehrfürchtig anbetende Haltung, wie sie der deutsche Humanismus kennt, sondern ein geradezu verkrampftes Streben, sich daran zu bereichern, wobei die Gefahr des barbarischen Protzentums und einer snobistischen Haltung nicht vermieden wird. Die französischen Soldaten sehen den Prunk und Luxus, die Kunst der italienischen Renaissancewelt und trachten nach einer Verfeinerung des Lebensstils auch für ihr Volk. Italienische Kunstwerke werden in Massen gekauft und mit nach Paris geschleppt, italienische Künstler und Gelehrte werden an den Pariser Hof gezogen und bilden dort die Kerntruppe für das Aufblühen und die Verbreitung der humanistischen Studien und der Wissenschaft, italienische Hellenisten bringen die Neubelebung der Philosophie in der Platonrenaissance, alles Ansätze zu einer Ueberflutung des geistigen Lebens durch den Italianismus Gleichzeitig tritt aber schon das die gesamte französische Renaissance bestimmende nationale Element ein: Die Auseinandersetzung mit dem italienischen Wesen und die Rivalität der beiden Nationen. Die Franzosen erkennen Italien zwar als den Meister an und wollen von ihm lernen, aber um ihn dann mit eigenen Waffen zu schlagen und als Schüler den Meister zu überflügeln, Hand in Hand mit der erstrebten politischen Vormachtstellung über Italien. Sie gehen sogar so weit, selbst das Kontinuitätsbewußtsein zur Antike, das ihnen im Gegensatz zu Italien fehlt, zu konstruieren, indem sie das antike Bildungsgut als ein aus dem druidischen Gallien nach Italien gekommenes ansehen, das sie sich nun in die

alte Heimat zurückholen.[6]) Hierin offenbart sich am deutlichsten die bewußte Tendenz, fremdes Gut zunächst anzunehmen, es zu einem eigenen nationalen umzuschmelzen und es dann zu imperialistischen Zielen zu gebrauchen.

3. Das Königtum als Träger der Renaissancebewegung.

Ein wesentlicher, diese Entwicklung unterstützender Faktor ist das Königtum, durch das die von Italien eindringende Renaissance ins Politische gewendet wird. Wie es schon in der gesamten historischen Entwicklung begründet ist, die den Königshof zum Zentrum des kulturellen Lebens ausgebildet hatte, und darin, daß sich die Begegnung mit Italien gewissermaßen unter dem Protektorat des Königstums und der Politik vollzogen hat, greifen die Könige nun auch entscheidend in die Entwicklung ein. Einerseits lassen sie sich von den Gelehrten anregen in ihren Leistungen zur Förderung der nationalen Kultur, andererseits bestimmen sie selbst die Linie für die Arbeit des Humanismus, seine Ziele und Aufgaben. Karl VIII. und Ludwigs XII. sind Wegbereiter, indem sie bereits die Beziehungen zu Künstlern und Gelehrten aufnehmen und Männer wie Seyssel zu ihren Ratgebern zählen, so daß schon unter ihrer Regierung der politisch aktuelle Zug in den gelehrten Humanismus hineingetragen wird, der dem französischen eine so besondere Note verleiht gegenüber jener weltfernen Gelehrsamkeit, durch die er in anderen Ländern wirkt. Die einsamsten Stubengelehrten nehmen hier teil am öffentlichen Leben, an den politischen und religiösen Kämpfen, und jedes wissenschaftliche oder rein philologische Werk erhält zugleich irgend eine Gegenwartsbedeutung, so Budés Untersuchungen über das Römische Münzwesen „De Asse", das aus dem Altertum auf politische, moralische, juristische und verwaltungstechnische Zustände des gegenwärtigen Frankreich abschweift und im letzten Sinn eine Verherrlichung der französischen Wissenschaft sein will.[7]) Ja, der Philologe Budé wird durch seine „Institution du Prince" sogar zum staatspolitischen Schriftsteller wie Claude de Seyssel, der in seinem Werk „La grant Monarchie de France" das Programm für Frankreichs Imperialismus aufstellt,[8]) alles in engstem Zusammenhang mit dem Königshof, dessen Verdienste um Wissenschaft und Kunst und um die

6) Ramus: „.....de faire retourner les arts libéraux de Grèce et d'Italie en Gaule"; cit. b. Heinrich Morf: Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance, Straßburg 1914, Kap. I, § 12; Guillaume Budé: De Asse 1515; cit. ebenda.

7) vgl. auch Henri Estienne: Apologie pour Hérodote (1566), eine Sittenschilderung der Antike, die zugleich Zeitsatire der Gegenwart wird.

8) Claude de Seyssel: La grant monarchie de France, éd. française, Paris 1541; A. Jacquet: Le sentiment national au XVIe siècle (Claude de Seyssel) in Revue des quest. hist. LVII — p. 400 —.

französischen Sprache Tahureau in seiner „Oraison au Roy" nicht genug zu rühmen weiß.[9])

Ganz besonders übt der Hof diese Wirkung aus unter Franz I., der auf allen Gebieten, in seinem privaten Leben, in seinem Interesse für Kunst und Wissenschaft und in seiner Politik den Herrscher der neuen Zeit verkörpert. Er und seine kluge und feinsinnige Schwester Margarete verstehen es, den Mittelpunkt der gesamten Renaissance an ihren Hof zu fixieren. Um sie sammelt sich der Kreis der Dichter und Gelehrten, die meistens gleichzeitig Staatsmänner und Politiker sind, und alle geistigen Strömungen nehmen von dort ihren Ausgang, sind dem König verpflichtet und so in die von ihm gewollten Bahnen gelenkt.

Der König aber vertritt entsprechend seinem Imperialimus in der Politik auch den der Kultur und will das Geistesleben Frankreichs ausgestalten, um es von dem Vorwurf der Barbarei zu befreien. Deshalb beruft er italienische Künstler und Gelehrte an seinen Hof, aber nur, um durch ihr Kulturschaffen das nationale französische zu bereichern, schließlich Italien noch zu überflügeln und es so wie in der Politik auch in der Kultur zu beherrschen. Diese Beweggründe sind maßgebend für seine Bemühungen um eine Pflanzstätte nationaler Wissenschaft in dem späteren Collège de France, wo die Wissenschaftler konzentriert werden, vom König abhängen und seinen Zielen dienen sollen.

Ebenso wirkt er für die nationale Sprache, die er durch die Ordonnanz von Villers-Cotterets (1539) öffentlich anerkennt und mündig erklärt, und wird so richtunggebend für die große Strömung in der französischen Renaissance, die sich die Hebung der Muttersprache zum Ziel setzt.

Und schließlich trifft der König auch die entscheidende Lösung in der Frage der Reformation. Indem er durch das Konkordat von Bologna die Kirche immer mehr von Rom isoliert und in seine Hand bekommt,[10]) wird die ganze brennende Religionsfrage ins Staatliche gewendet. Deshalb kennt auch der französische Humanismus nicht wie der italienische die völlige Auflösung einer zerfallenen christlichen Weltanschauung und das Suchen einer neuen in Heidentum und Philosophie oder den Kampf um religiöse theologische Probleme wie der deutsche, sondern in ihm bleiben im Wesentlichen die von der Kirche sanktionierten Anschauungen erhalten.[11])

9) J. Tahureau: Oraison au Roy, de la grandeur de son règne et de l'exellence de la langue française. 1555.

10) Hedwig Hintze: Staat und Gesellschaft der französischen Renaissance unter Franz I.; in Deutsche Vierteljahreschrift f. Literaturwissensch. u. Geistesgesch., V, 3.

11) Guillaume Budé: De transitu hellenismi ad christianismum: bei M. Saint Marc-Girardin: Tableau de la littérature française au XVIe s., ch. VIII: Guillaume Budé; vgl. auch Walter Mönch: Die italienische Platonrenaissance und ihre Bedeutung für Frankreichs Literatur und Geistesgeschichte. Bln. Ebering 1936 — p. 197 —.

Der Kampf gegen den Protestantismus resultiert in Frankreich vielmehr aus dem staatlichen Einheitsgefühl, das in dem Hugenottentum vor allem eine Zersplitterung des Volkes sieht. Aber diese Bekämpfung erfolgt nicht in Verbindung mit Rom und der spanisch orientierten Gegenreformation, sondern nur staatlich-gallikanisch. Gleichzeitig zeigt sich hierin wieder der nationale Gegensatz zu Italien, der auch für die Ausbreitung des Protestantismus maßgebend ist. Er spitzt sich immer mehr zu unter der Regierung Heinrichs II. und der Catharina von Medici, die an ihrem Hof den Italianismus züchten und so die antiitalienische protestantische Reaktion in dem Volke hervorrufen. Hierin tritt klar zutage, daß die Probleme der Reformation in Frankreich weniger religiös als politisch gesehen werden müssen. Nicht die in ihrer Strenge und Härte dem französischen Wesen eigentlich fernstehende und innerlich fremde Religion des Calvinismus ist es, die eine so große Anzahl der französischen Humanisten sich als Protestanten bekennen läßt, sondern das Auflehnen der nationalen Kräfte gegen das verhaßte Italienertum des Hofes, wie es im folgenden an Hand der einzelnen Quellenstudien bewiesen werden kann. So geht die Entwicklung unter Heinrich IV. sogar so weit, daß Protestanten wie Katholiken gleichberechtigt nebeneinander stehen, daß also beide sich auf der Linie der nationalen Einheit und des Patriotismus finden.

Ebenso wie in der literarischen Entwicklung die beiden einander zunächst entgegenstrebenden Richtungen — die eine für die Bereicherung durch fremde Elemente und deren Aufnahme in das nationale Bildungsgut eintretend, die andere in der Ablehnung alles Fremden ausschließlich auf der nationalen Tradition fußend — sich schließlich doch zusammenfinden in dem gemeinsamen großen Ziel, an der nationalen Kultur ihres Volkes mitzuschaffen.

2. Kapitel:

Das nationale Programm in Sprache und Dichtkunst.

Die im 1. Kapitel in den Erscheinungsformen des politischen und kulturellen Lebens fixierte Entwicklung der französischen Renaissance als einer spezifisch nationalen Bewegung soll im folgenden an der zeitgenössischen Literatur nachgewiesen werden,[1]) wobei zunächst eine Unterscheidung zu treffen ist zwischen der unmittelbaren Aeußerung der nationalen Idee als eines spontanen Gefühls in der Dichtung und zwischen der Theorie, die diese Idee bewußtseinsmäßig, programmatisch ausbaut.

Gerade darin, daß dieses bewußtseinsmäßige Element viel stärker und anders als in Italien, dem Ursprungsland der Renaissance, auftritt, übt eine geistige Eigentümlichkeit des französischen Menschen ihre Wirkung aus, so wie sie Eduard Wechßler[2]) in seiner Gegenüberstellung mit dem deutschen Wesen abgrenzt, indem er den Empirismus der französischen Denkform hervorhebt, der zergliedernden urteilenden Vernunft gegenüber einem intuitiven Schauen und Erleben, das Zurücktreten des Dionysisch-Schöpferischen hinter Formalismus und Intellektualismus, wodurch dem Franzosen die spekulative Mystik der deutschen Reformation wie auch die metaphysische Tiefe eines Michelangelo wesensfremd ist.

Gerade durch ihren rationalistischen Zug unterscheidet sich die französische Renaissance so wesentlich von der italienischen: Während sie dort mit Gefühl und Herz ergriffen, gleichsam organisch aus dem Mutterboden gewachsen und in Fleisch und Blut übergegangen ist, wird sie in Frankreich vornehmlich von den Verstandeskräften her erfaßt.[3]) Das bedeutet, daß alles freie und ungebundene geistige Schaffen reflektionsmäßig bestimmt und geordnet und in den Dienst einer Idee gestellt wird, weshalb das Wort Renaissance bei den Franzosen auch nicht im eigentlichen Sinne für die Wiedergeburt der Antike um ihrer selbst willen gilt, in „zweckfreiem, nützlichkeitsfernem Schauen und Forschen",[4]) sondern es bedeutet die Dienstbarmachung dieses wiedererweckten Gutes für ihre

1) vgl. Hinweis über Quellenangabe. S. 119.
2) Eduard Wechßler: Esprit und Geist. Berlin—Leipzig 1927.
3) Ernst Walser: Gesammelte Studien zur Geistesgeschichte der Renaissance. Basel 1932.
4) Eduard Wechßler: op. cit. — p. 38 —.

eigenen Ziele. Als Höchstes erhebt sich über allem die Nation mit ihrer Forderung nach nationaler Kultur und Bildung, einem Ziel, dem sich das gesamte literarische Schaffen unterordnet in bewußter planvoller Arbeit, so daß man von einem nationalen Programm reden kann.

Wieder ist es nicht so sehr eine allgemeine Erscheinung der Zeit als vor allem eine Eigenart des französischen Menschen, daß sich dieses nationale Programm zunächst auf formalistischem sprachlichem Gebiet auswirkt, dem Grundsatz gemäß, daß sich die kulturelle Erhebung eines Volkes mit seiner sprachlichen Entwicklung verbindet [5]). Diese schon seit alters her in ihrem Volk liegende Veranlagung ist den Franzosen selbst bewußt, und voller Stolz rühmt Geoffroy Tory die „facondité" seiner Nation.

„nous sommes de nostre nature entre toutes les autres nations faconds ..." [6])

und führt zum Beweise dieser Behauptung lateinische Autoren an. Wie Du Bellay, Pasquier und viele andere Zeitgenossen zitiert er die von Lucian berichtete Legende des „Hercules Gallicus", der als die Verkörperung der französischen Beredsamkeit gilt und als Symbol für die Gewalt seiner Sprache mit goldenen Ketten die Menschen an seiner Zunge fortzieht. Oder er nennt eine andere Stelle bei Pomponius Mela in dessen Cosmographie und übersetzt:

„les Français sont faconds et beaux parleurs de leur nature" [7]).

Deshalb wurde das Stichwort „Volgare", das in der italienischen Renaissance — freilich in ganz anderem Sinne, nämlich dem einer Vulgarisation, d. h. einer Allgemeinmachung der Bildungsgüter einer nationalen Vergangenheit für das lebende Volk — erklungen war und neben vielen anderen auch ein Gebiet des Aufbruchs und der Erneuerung darstellte, in Frankreich als erstes und wichtigstes vernommen und zu einem Hauptziel erhoben, das sich bald völlig von der italienischen Bewegung zugunsten der Muttersprache unterschied, insofern als es hier weniger darum ging, die lebende Umgangssprache, die „langue moderne" gegenüber einer toten Gelehrtensprache zu behaupten, eine Umwälzung, die nur aus sozialen Beweggründen heraus proklamiert wird und in dem „querelle des doctes et indoctes" [8]) ausgleichend wirken soll, sondern hier sind es vor allem patriotische Gründe, die die nationale Volkssprache gegenüber einer fremden durchsetzen wollen.

---

5) Claude de Seyssel: Prologue de la translation de Justin, adressé à Louis XII., 1509 verfaßt, 1559 veröffentlicht; bei F. Brunot: Un projet d' „enrichir, magnifier et publier" la langue française en 1509; in Rev. d'hist. litt. de la France, 1894 — p. 27, ff. —.

6) u. 7. Geoffroy Tory: Champ fleury, 1529, fo. I.

8) P. Villey: Les sources italiennes de la Deffence de Du Bellay. 1908.

Wenn mit Beendigung des 100jährigen Krieges Frankreich politisch auch völlig mit der mittelalterlichen Entwicklung abgeschlossen und dem neuen Zeitgeist Tür und Tor geöffnet hatte, indem es zu einer nationalen Großmacht erstarkt war, so war die geistige Mündigwerdung doch noch nicht erfolgt. Dem allgemeinen nationalen Aufleben entgegen ragt die ungebrochene Vorherrschaft des Latein als Ueberrest des mittelalterlichen Lebens in die neue Zeit herüber, im öffentlichen Leben, in Schule und Universität, von der Kirche ganz zu schweigen, eine Tradition, welche unterstützt wird durch die erwachende Richtung des gelehrten Humanismus, der eine neue Form des Latinismus ins Leben gerufen hat und die Muttersprache zurückdrängt.

Die „Deffence" der Muttersprache.

Deshalb ist es zunächst die Aufgabe der französischen Patrioten, die Muttersprache gegenüber dieser Latinität zu behaupten, ihr zu ihrem natürlichen Recht zu verhelfen und dann an ihre Reform und Ausgestaltung heranzugehen.

1. Im öffentlichen Leben.

Zunächst gilt es, ihr im öffentlichen Leben ihren Vorrang einzuräumen, und hier ist es der Staatsmann Claude de Seyssel, der als erster diese Forderung aufstellt und begründet[9]). Ausgehend von der politischen Vormachtstellung Frankreichs, besteht er auch auf der Vorherrschaft der französischen Sprache, die er als unbedingte Notwendigkeit für das Prestige des französischen Staates ansieht, als wichtigstes Machtmittel, um die Erfolge der Politik zu unterstützen. Zunächst innenpolitisch aus rein praktischen, verwaltungstechnischen Gründen: Wie sollte der König sonst bei seinem Volk Propaganda für seine Feldzüge machen können, wie Pamphlete gegen seine Feinde entstehen lassen, wenn nicht in französischer Sprache, die allen seinen Untertanen verständlich ist? Wie das Land einheitlich verwalten und regieren? Die Bestrebungen der mittelalterlichen Könige, eine zentralistisch orientierte Beamtenbürokratie zu schaffen, werden hier erst vollendet, indem in erster Linie der nationale Charakter des Beamtenstandes betont wird und nicht mehr seine Zugehörigkeit zu jener international verbundenen „Gelehrtenrepublik" mit ihren eigenen Rechten und auch ihrer eigenen Sprache. Seyssel fordert das Französische als offizielle Sprache, für sämtliche öffentlichen Schriftstücke und Verhandlungen, für Gerichtsbarkeit und Verwaltung, also kurz als Beamtensprache, was auch durch die königliche Ordonnanz von Villers-Cotteret verwirklicht wird.

Aber nicht nur aus innenpolitischen verwaltungstechnischen Gründen sieht er die Erhebung der Muttersprache als Notwendigkeit an, sondern

9. u. 10. vgl. Anm. 5; 2. Kap.

auch, um außenpolitisch Erfolge darauf zu stützen, weil die Sprache ein glänzendes Mittel sei, die Eroberungen zu befestigen, indem man den besiegten Völkern seine eigene Sprache aufzwingt und sie dadurch viel stärker an sich kettet. So wie es das Beispiel der Römer zeigt, die ihre lateinische Sprache allen ihren eroberten Provinzen aufzwangen und durch sie auf dem ganzen Erdkreis herrschten.

„ils n'ont trouvé d'autre moyen plus certain que de magnifier et sublimer la langue latine qui au commencement de leur empire était bien rude et maigre, et, après de la communiquer aux pays et provinces et peuples par eux conquis ensemble leur lois Romaines, concluses en icelle“ [10]).

Hier schon ist der klare Weg vorgeschrieben, den die französische Sprache zu gehen hat bis zu ihrer Weltgeltung, zu der sie als Diplomatensprache im Zeitalter des Absolutismus gelangt. wie es Du Bellay vorausahnt, wenn er der französischen eine solche Größe und Herrlichkeit prophezeit, daß sie sich selbst mit der Sprache der Griechen und Römer wird messen können.

„Le temps viendra, et je l'espère moyennant la bonne destinée françoyse, que ce noble et puissant royaume obtiendra à son tour les resnes de la monarchie et que nostre langue qui commence encore à jeter ses racines, sortira de terre et s'élevera en telle hauteur et grosseur, qu'elle se pourra égaler aux mesmes Grecz et Romains, produisant comme eux des Homères, Démosthènes, Virgiles et Ciceróns, aussi bien que la France a quelquesfois produit des Pericles, Nicies, Alcibiades, Themistocles, Cèsars et Scipions“ [11]).

2. In der Literatur.

So wie also in politischen Tugenden die Franzosen schon den Römern gleichkommen, indem sie eine große Anzahl bedeutender Staatsmänner hervorgebracht haben, so sollen sie nun auch das Ansehen der Nation heben durch eine Blüte der nationalen Dichtung, um auch darin wie die Griechen und Römer unsterblich zu werden. Es gilt also, vor allem eine nationalsprachliche Literatur zu schaffen, und deshalb ertönt von allen Seiten der Mahnruf der französischen Patrioten, die Muttersprache zu pflegen.

„Escripre en français, comme français nous sommes“ [12]),

so ermahnt Tory seine Landsleute und stellt ihnen den Gebrauch der Muttersprache als nationale Pflicht vor Augen:

---

11) Joachim Du Bellay: La Deffence et Jllustration de la langue française, 1549, ed. Henri Chamard, Paris 1904 — livre I. ch. III, p. 73 f.—.

12) u. 13. Tory: op. cit. — p. XII. —.

„Il me semble plus beaux à ung Français escripre en français qu'en autre langue tant pour la seureté de son dict langage français que pour décorer sa nation et enrichir sa langue domestique. Qui est aussi belle et bonne que une autre, quand elle est bien couchée par escript . . ." [13])

und in Vorwürfen gegen die Lateinschreiber wendet sich Jacques Peletier an das nationale Gewissen:

Quelle sorte de nation sommes nous de parler éternellement par la bouche d'autrui. Le ciel français produit-il de si pauvres esprits, qui ne se puissent servir de leur langue?" [14])

Und in seinem viel zitierten Gedicht gegen einen „poète latinisant" stellt er die Vernachlässigung der Muttersprache und die Begünstigung einer fremden als großes Unrecht hin. Im Gegenteil mögen die Franzosen von den anderen Völkern, besonders den von ihnen so hochgeschätzten Griechen und Römern lernen, wie man es macht, um der eigenen Sprache Unsterblichkeit zu erwerben.

„J'escris en langue maternelle
Et tasche de la mettre en valeur
Affin de la rendre éternelle
Comme les vieux ont fait la leur.
Et soustien que c'est grand malheur
Que son propre bien mépriser
Pour l'autrui tant favoriser.
Si les Grecz sont si fort fameux,
Si les Latins sont aussi telz,
Pourquoi ne faisons nous comme eux,
Pour estre comme eux immortelz?" [15])

Joachim du Bellay nennt diese Latineurs „ennemis du nom français" [16]) und weiß nicht genug Worte des Mißfallens und Tadels für die Meinung derer, die glauben, daß die Muttersprache nicht fähig sei, der Wissenschaft und Gelehrsamkeit zu dienen.

„A ce propos je ne puis assez blâmer la sotte arrogance et temerité d'aucuns de notre nation qui n'etans riens moins que Grecz et Latins deprisent et rejetent d'un sourcil plus qu'un stoique toutes choses escrites en français, et ne me puys assez emerveiller de l'etrange opinion d'aucuns scavans, qui pensent que nostre vulgaire soit incapable de toutes bonnes lettres et erudition . . ." [17])

---

14) Jacques Peletier: Art Poétique, Lyon 1555 — p. 35 —.
15) ders.: Oeuvres poétiques, Paris 1847, Neudruck 1904.
16) Du Bellay: Op. cit. l. II, ch. XII — p. 319 —.
17) ebd. l. I, ch. I — p. 51 —.

Und an anderer Stelle:

„Pourquoi donques sommes nous si grands admirateurs d'autruy? Pourquoy sommes nous tant iniques à nous mesmes? Pourquoy mandions nous les langues etrangères, comme si nous avions honte d'user de la nostre?“ [18])

Pierre Ronsard appelliert an das gleiche Ehrgefühl in seinem Volke und nennt die Vernachlässigung der Muttersprache eine Majestätsbeleidigung und weist auf die Widersinnigkeit hin, die in dem Mißachten einer blutvollen lebendigen Sprache liegt zugunsten einer schon längst in Staub und Asche zerfallenen und mit den Toten begrabenen:

„Car c'est un crime de leze majesté d'abandonner la langue de son pays, vivant et florissant, pour vouloir deterrer je ne scay quelle cendre des anciens et abbayer les verves des trespassez, et encore opiniastrement se braver là-dessus, et dire Jatteste les Muses que je ne suis point ignorant, et ne crie point en langue vulgaire comme ces nouveaux venus qui veulent corriger le Magnificat, encores que leurs escrits estrangers, tant soient-ils parfaits, ne scauraient trouver lieu aux boutiques des apothicaires pour faire des cornets“ [19]).

Und mit warmen Worten fleht er seine Landsleute an, sich ihrer eigenen Sprache zu erbarmen, wie Kinder ihrer leiblichen Mutter:

„Je supplie très humblement ceux auxquels les Muses ont inspirés leur faveur de n'estre plus latineurs, ni grecaniseurs, comme ils sont plus par ostentation que par devoir, et prendre pitié, comme tous enfants de leur pauvre mère naturelle“ [20])

Auf diese Naturgesetzlichkeit, die den Menschen mit seiner Muttersprache verbindet, weist auch Etienne Pasquier hin, indem er zeigt, wie die Muttersprache ihm etwas von frühester Kindheit an Vertrautes, etwas ihm Angeborenes ist:

„Et de ma part, escrivant en mon vulgaire, pour le moins escry-je au langage auquel j'ay esté allaicté dès la mammelle de ma mère“ [21]).

Er sehnt sich nach dem goldenen Zeitalter, wo die Menschen sich wieder auf ihre eigentliche Natur besinnen, auf das, was frei und ursprünglich in ihnen gewachsen ist, was nicht unter fremdem Einfluß mühsam erlernt und künstlich gezüchtet ist, sondern ohne jedes fremde Zutun aus ihrem eigenen Herzen quillt, das „Vulgaire“:

---

18) ebd. l. II, ch. XII — p. 325 —.

19) Pierre Ronsard: Oeuvres éd. Blanchemain Bd. III, „Préface sur la Franciade“. 1569.

20) ebd.

21) Estienne Pasquier: Oeuvres, t. II — Lettres — 1586—1619; Amsterdam 1723; livre I, lettre I.

„Quant à moy je seray tousjours pour le party de ceux qui favoriseront leur vulgaire, et estimeray que nous ferons renaistre le siecle d'or, lors que laissans ces opinions bastardes, d'affectionner choses estranges, nous userons de ce qui nous est naturel et croist entre nous sans mainmettre“ [22]).

Und so tadelt er seine Landsleute, die den Namen Franzosen in seiner wahren Bedeutung franc = frei gar nicht verdienen, wenn sie sich der Knechtschaft einer fremden Sprache unterwerfen:

„Quoi? nous porterons donc le nom de Français, c'est à dire, de franc et libres et néamoins nous asservirons nos esprits sous une parole aubaine?“ [23])

Er führt Beweise an, wie gerade das Französische schon von anderen Völkern anerkannt und geschätzt wurde, nicht nur die alten Römer hätten es reich und beredsam gerühmt, sondern auch die modernen Italiener, die sonst sehr sparsam mit ihrer Bewunderung für andere Nationen seien. Ueberall, in Deutschland, England, Schottland finde man in den vornehmen Häusern Lehrer, die französisch unterrichteten. Die anderen Völker also erkennen den Wert der französischen Sprache an und die Franzosen selbst achten und würdigen sie nicht!

„Quoy qu'il en soit, je m'advise qu'entre tant de nation elle n'eust receu cest honneur que le Romain luy donna anciennement en ce sujet de faconde; et de fraische memoire les modernes Italiens (sobres admirateurs d'autruy) si elle se fust trouvée si courte d'elegance comme il y en a quelques-uns des nostres qui la pleuvient. Mais pourquoy dy-je cecy, si nous la voyons aujourd'hui en telle reputation et honneur que presque en toute l'Allemagne (que dy-je l'Allemagne si l'Angleterre et l'Escosse y sont comprises?) il ne se trouve maison noble qui n'ait precepteur pour instruire ses enfans en nostre langue Françoise? Doncques l'Allemand, l'Anglois et l'Escossois se paissent de la douceur de nostre vulgaire, et nous François naturels ne mettrons peine à l'illustrer par escrits, et faire aux autres nations paroistre que ce n'est point un corps sans ame?“ [24])

3. Verteidigung der Fähigkeiten der Muttersprache.

Es bleibt aber nicht nur bei Vorwürfen und Ermahnungen, sondern in dem jetzt einsetzenden Verteidigungsfeldzug für die Muttersprache rechtfertigen sich ihre Parteigänger, indem sie auf ihre Werte und Fähigkeiten hinweisen und den Gegnern ihr Unrecht klar machen. Sie wehren sich energisch dagegen, daß ihre Sprache für unfähig gehalten wird, eine Literatur zu schaffen, eine Auffassung, die viele Zeitgenossen durch die

22) ebd. livre I, lettre 2.
23) u. 24. ebd.

Tat beweisen, indem sie nur lateinische Werke schreiben. Die Muttersprache aber ist nicht so schlecht, wie diese Lateinschreiber glauben „elle est aussi belle et bonne que une autre“ [25]), diese Worte Tory's finden sich in allen Variationen in der gleichgesinnten Literatur wieder.

Einer der ersten, der die Muttersprache durch seine Werke rechtfertigen und von dem Vorwurf der Barbarei befeien will, ist Jean Lemaire de Belges, der in seinem Prologue zu den „Illustrations de Gaule et Singularités de Troye“ ausspricht, daß er durch dieses Werk die französische Sprache verherrlichen wolle:

> „Cestasavoir esclarcir en ce langage francais que les Italiens par leur méprisance acoustumée appellent barbare (mais non est) la très venerable antiquité du sang de nos dits Princes de Gaule“ [26]).

In derselben Weise betont Charles Fontaine in einem seiner Epigramme, daß er nur in der Muttersprache schreiben wolle, und rechtfertigt seine Handlungsweise dadurch, daß er diese Sprache für ebenso schön und wertvoll hält, wie es die anderen sind:

„Vous vous ebahissez comment
J'escri tant en langue Françoyse
Ce n'est faute de jugement,
Que j'ai petit, dont ce me poise;
Mais un seul mot sans bruit et noise
Renverse toutes raisons vostres.
C'est qu'une langue si courtoise
Est nostre, et si fait fruit aux nostres“ [27])

Dieselbe Auffassung teilt auch JacquesTahureau, wenn er die Muttersprache für gleichwertig mit den anderen Sprachen hält, ja für eine der schönsten, die man je sprechen wird:

> „D'avoir la connaissance des langues c'est chose louable; mais vicieuse à ceux qui s'en font si profondz admirateurs qu'ilz en déprisent la leur, et pricipalement quand ilz ont chez euxesmes une langue autant recommendable, que peuvent être celle des étrangères ainsi que nous avons la nôtre, l'une des plus belle langues qui se parlera jamais.“ [28])

So schön und reich sei die Muttersprache, wie selbst die griechische und lateinische nicht gewesen seien, so weit sogar versteigt er sich in seinem nationalen Stolz:

> „. . . Jamais langue n'eut les termes plus propres que nous avons en

---

25) Tory: op. cit. p. XVI.
26) Jean Lemaire: Jllustrations de Gaule et Singularitez de Troyes. 1505—13
27) Charles Fontaine: Epigrammes Paris, Jeanne de Marnef 1546.

Françoys, et diray davantage que jamais la langue Grecque et Latine ne furent si riches ni tant abondantes en mots qu'est la nôtre!" [29])

Ueberall auch bei seinen Zeitgenossen regt sich dieses nationale Selbstgefühl, das die Muttersprache sich mit der griechischen und lateinischen messen lassen will, wie es in dem Briefe Jean de Beaune's an einen Italiener zum Ausdruck kommt, in dem er die Vorzüge seiner französischen Sprache rühmt und von ihr behauptet, sie besitze ebenso viel Schönheit und Anmut wie die griechische und lateinische:

„Quant à moy, me plaira la langue qui ha grace à exprimer ce qu'elle veult dire, encore qu'elle soit plus prolixe . . . Et en ce la nostre vulgaire me semble avoir autant de grace en beaucoup de choses que la latine ou grecque" [30]).

Auch Pasquier betont nachdrücklich, daß die Muttersprache in nichts den anderen nachstehe, sowohl in der Genauigkeit und Leichtigkeit der Ausdrucksweise, als auch in der Schönheit und dem Schwung der dichterischen Sprache:

„n'avons-nous les dictions aussi propres, la commodité de bien dire aussi bien que cet ancien Romain?"

„. . . nostre langue n'est moins capable que la latine des traits poétiques hardis; car quant à moi, je ne vois rien en quoi le Romain nous fasse passer la paille devant les yeux [31]).

Zum Beweise hierfür vergleicht er Virgilsche Oden, deren Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit er nicht genug zu rühmen weiß, mit Gedichten Marot's, Ronsard's und du Bartas', deren lebendige und eindrucksvolle Darstellungsweise den anderen in nichts nachstehe. Ja, er geht noch weiter und behauptet, daß die Franzosen, wenn sie die Dichtung der Alten nachahmten, diesen nicht nur völlig gleichwertig seien, sondern sie oft sogar überträfen, so daß die Kunst eines Virgil durch die Nachdichtung Ronsards erst zur rechten Vollkommenheit und Verherrlichung gelange [32]). Und alle diese Vergleiche führt er an, um damit zu beweisen, daß die französische Sprache genau dieselben Fähigkeiten in sich trage, wenn sie nur den geeigneten Stoff und eine gute Feder finde, diesen zu bearbeiten:

„il faut tout d'une suite recognoistre que nostre langage François ne manque de rien non plus que le Latin, pour exprimer les belles conceptions quand il tombe en bonne plume.

---

28) u. 29. Tahureau: op. cit. — p. 6 —.

30) Jean de Beaune bei Emile Roy: Lettre d'un Bourgignon contemporaine de la Deffence et JIlustration de la langue française; in Rev., d'hist. litt. de la France, Paris 1895 — p. 233 —.

31) Pasquier: Oeuvres t. I. Les Recherches de la France 1560—1621; Amsterdam 1723; livre VII, ch. 9, 10.

32) u. 33. ebd. R. VII, 10.

. . . nostre langue, graces à Dieu n'est non plus souffreteuse que la Latine en tous les subjects qui se peuvent offrir, et au surplus que si nous avions beaucoup de Ronsards nostre Poésie Françoise ne cederoit en rien l'ancienne des Romains“ [33]).

Auch Du Bellay stellt das ganze 1. Buch seiner „Deffence et Illustration“ unter den Leitgedanken, die Fähigkeiten der französischen Sprache zu beweisen. Sie sei nicht als barbarisch anzusprechen, da sie ja alle Anlagen in sich trage, nicht nur jeden dichterischen Stoff zu bearbeiten, sondern sogar philosophischen, und daß man alle Zweige der Wissenschaft in ihr niederlegen könne [34]). Gerade in diesem Punkt war für seine Zeit noch eine große Aufgabe zu erfüllen und eine wahrhafte Erneuerung zu bringen; denn wenn die Dichtung sich schon längst der Vulgärsprache bedient hatte und hierin nur gegen die Moderichtung der Neulateiner anzukämpfen war, so herrschte in der Wissenschaft doch noch unumschränkt die alte Latein-Tradition, und gerade auf diesem Gebiet bedeutete der Ruf nach nationalsprachlicher Literatur eine Kühnheit und eine revolutionäre Tat. Trotzdem hält aber auch hier die neue Zeit ihren schnellen und gloriosen Siegeszug, und wir finden in Brunot's Geschichte der französischen Sprache ein ganzes Heer von jenen Männern aufgeführt, die Pioniere der vulgärsprachlichen Wissenschaft gewesen sind [35]).

Zunächst sind es die Grammatiker wie Ramus [36]), Bodin [37]), Louis le Roy [38]), Robert [39]) und Henri Estienne [40]), die durch ihre Werke beweisen wollen, daß die französische Sprache dieselben Fähigkeiten aufweisen könne wie die anderen Sprachen, und sie sehen diese Sprache auch als reich und schön genug an, den Wissenschaften zu dienen:

„lingua Gallica, quae satis auguror diutiarum, non modo ad vestiendas, sed etiam ad exornandas scientias, habitura est conemur exprimere“ [41]).

In diesem Sinne setzen sich alle diese Männer auch für den Gebrauch der französischen Sprache zum akademischen Vortrag ein, und zahlreiche Professoren des Collège royal verwirklichen ihre Forderungen, indem sie ihre Vorlesungen in der Muttersprache halten. Und nicht nur zum münd-

34) Du Bellay: op. cit. l. I, ch. I und II.
35) F. Brunot: Histoire de la langue Française, t. II, le XVIe siècle. Paris 1906.
36) Pierre Ramus: Grammaire gauloyse 1572, vgl. Anm. 41.
37) Jean Bodin: 1559 Rede zu den Konsuln von Toulouse über Jugenderziehung.
38) Louis le Roy: 1576 öffentliche Rede über den Gebrauch der Muttersprache.
39) Robert Estienne: Thesaurus linguae latinae 1531.
40) Henri Estienne: vgl. Anm. 54, 55, 152 (Kap. II).
41) cit. bei Livet: La Grammaire française et les Grammairiens au XVIe siècle. 1859.

lichen Vortrag, sondern auch für die wissenschaftliche Fachliteratur soll die Eignung der Muttersprache bewiesen werden, und in Préfacen zu vielen ihrer wissenschaftlichen Werke rechtfertigen die Gelehrten ihren Gebrauch. Auch hierin offenbart sich wieder ein typisch französischer Wesenszug, jener politisch aktuelle Zug, der selbst den weltabgewandtesten Fachgelehrten sich mit Gegenwartsproblemen befassen läßt. So lesen wir in der Préface des Philosophen Louis le Caron zu seiner „Philosophie" dieselben Worte zum Preise seiner Muttersprache, die alle anderen Gelehrten und Dichter für sie auch anwenden. Er betont, daß sie nicht arm sei, sondern reicher noch als alle anderen, und daß es keinen Grund gäbe, sie zu mißachten. Und diejenigen, die sich gar zu viel mit dem Studium der anderen Sprachen befassen, ermahnt er, weniger für fremdes Gut zu wirken, als vielmehr ihr eigenes in Ehren zu halten; denn auch bei ihm wieder der politische Gedanke: daß die Sprache gepflegt werden müsse zum Ruhme Frankreichs, — pour décorer la nation, wie es Tory ausdrückte — besonders dadurch, daß nun auch die Wissenschaften in diese Sprache aufgenommen und in ihr behandelt würden; denn die Wissenschaften seien das wahre Kennzeichen für die Fähigkeiten und die geistigen Qualitäten, die in einem Volke liegen.

„Je di et l'ai toujours soustenu, que nostre langue non seulement n'est pauvre, mais aussi plus riche que la grecque, latine, ou autre estrangere, tant brave soit elle, . . ."

„Je ne veux retirer de l'amour des autres langues ceux qui ont emploié en l'estude et icelles le plus cher temps de leur eage, ains je les laisse suivre leur cour tant qu'ilz voudront, mai aussi je veux bien qu'ilz soient plus amis d'euxmesmes et qu'ilz ne travaillent tant à honorer les autres, que leur propre bien leur tourne à mépris: et ainsi leur langue, le premier honneur de la patrie, dépouillée de ses ornements, demeure par tel desdain sans nom et authorité. Trop est ingrate l'avarice de ceux qui ne veulent communiquer à leur commune parente ce qu'ilz ont par son moien gaigné des estrangers.

Quel honneur, quel renom, quelle gloire nostre France peut avoir, entre les autres peuples, si elle est laissée en telle oisiveté, qu'elle n'ause entreprendre de traicter les sciences qui sont les vraies marques des excellences de toutes nations?" [42])

Auch Pontus de Tyard rechtfertigt in einem Prolog zu seinem „Second Curieux" den Gebrauch seiner Muttersprache für einen wissenschaftlichen Stoff, indem er die Hoffnung ausdrückt, daß die Franzosen philosophische Werke ebenso gern in ihrer eigenen Sprache lesen werden, wie sie es in einer fremden tun. So wie die Dichtung schon längst zu ihrem Recht gekommen und zu ihrer Schönheit entwickelt ist, so soll auch

42) Louis le Caron: Philosophie, Paris, Guill. Noir 1555; cit. bei Chamard: Deff. et Jllustr. — p. 145, n. 2 —.

die wissenschaftliche Prosa nicht nachstehen, ein Ziel, zu dem auch sein Werk als eines der ersten beitragen soll.

„Si donc quelqu'un de nostre langue rencontre heureusement à expliquer les beaux discours de la Philosophie, plus disertement, aggréablement et mieux que quelque Amafanius ou Rabirus, les François seront-ils tant iniquement ennuieux, qu'ils ne prestent aux leurs les mesmes ou semblables heures, lesquelles ils veulent bien amployer à la lecture des estrangers? Voudront-ils pas permettre, que la prose s'eleve sur le stile bas et rampant des premiers, comme ils appreuvent, honorent et chérissent les beaux vers des poètes de ce temps, tant eslevés dessus les rymes de leurs predecesseurs Ennies et Lucilles? Cest espoir m'a donné courage et m'a fait oser escrire le premier, n'y ayant autre que je scache, qui m'ait precedé en ce sujet de Philosophie, et de ceste facon. Que si ce n'a esté assez suffisamment pour endoctriner, ny avec autant d'ornement qu'en requiert la matière ce devra avoir esté assez pour inciter les autres à mieux faire“ [43]).

Stehen diese philosophischen Schriften, als in die Reihe der geisteswissenschaftlichen Werke gehörend, der eigentlichen Literatur bedeutend näher, und läßt sich so die darin auftretende nationalsprachliche Tendenz leichter erklären, so ist sie doch eine noch viel außergewöhnlichere Erscheinung in der eigentlichen wissenschaftlichen Fachliteratur der Naturwissenschaft. Hier tritt deutlich der Totalitätsanspruch des französischen Nationalbewußtseins zutage, das vor keinem Gebiet Halt macht und überall seinen Tribut fordert. Nicht der Mathematiker, nicht der Astronom und nicht der Mediziner vergessen über ihrer Fachwissenschaft ihre vaterländischen Pflichten und sie beschäftigen sich ebenso interessiert wie Dichter, Grammatiker oder Philosophen mit der Muttersprache und setzen sich für ihren Gebrauch ein. Berühmte medizinische Werke, zeitgenössische und mittelalterliche, werden in französischer Sprache herausgegeben [44]), und auch theoretisch setzen sich die Gelehrten für das Problem der vulgärsprachlichen Wissenschaft ein. So der Mediziner Canappe [45]), der in beredten Worten das Geistesleben seiner Nation verteidigt. Ohne das Griechische und Lateinische, welches er selbst eifrig studiert hat, herabsetzen zu wollen, will er jedoch beweisen, daß seine Muttersprache dieselben Fähigkiten wie diese Sprachen besitze, und daß es viele unter seinen Landsleuten gebe, die ebenso gut

43) Pontus de Tyard: Second curieux 1557, ed. Marty-Laveaux; bei Brunot: Hist. de la langue française, t. II. — p. 68, n. 3 —.

44) vgl. Brunot: Hist. de la langue fr. — p. 36, ff. —; 1503 Symphorien Champier, Ausgabe des „Guidon“; 1515 Falcon: Commentare der Chirurgie in französischer Sprache u. a. m.

45) Canappe: 1. Galienus — Uebersetzung 1541 und 1583, 2. Du mouvement des muscles 1541, 3. Guidon de la pratique en chirurgie 1538.

und reizvoll ihre Gefühle in ihrer eigenen Sprache ausdrücken könnten, wie man es den Ausländern nachrühmte:

„Je voudrais prendre la défence de la nation française et soutenir qu'il y a parmi les nôtres, dans ce siècle, une masse d'hommes qui en tout genre de science ne le cèdent point aux étrangers, et je prie de croire que je parle ici en dehors de tout patriotisme et en toute indépendance; une masse qui sont capables d'énoncer leurs sentiments dans leur langue avec politesse, de les écrire, les disposer, les éclaircir et d'attirer par un charme étonnant les auditeurs et les lecteurs non moins certes que les étrangers. Jl y a en abondance de ces gens, tant dans le parlement de Paris que dans les autres villes de France. Non que je veuille prétendre détourner qui que ce soit des lettres grecques et latines, moi qui depuis mon enfance jusqu'à maintenant me suis appliqué aux unes et m'occuppe des autres, comment que j'y sois versé aux heures qui me restent. J'ai voulu seulement établir une fois qu'il n'y a rien que notre langue ne puisse exprimer avec propriété, netteté et élégance“ [46]).

Mußte Canappe durch eine Ironie des Schicksals diese Verteidigungrsede für seine Muttersprache und die ernste Ermahnung zu ihrem Gebrauch noch in lateinischer Sprache niederlegen, so setzt sein Schüler Paré seine Theorie schon mit seiner Tat durch. Er selbst gibt seine großen medizinischen Werke schon in der Muttersprache heraus [47]) und verteidigt seinen Standpunkt ebenfalls in einem Vorwort an den Leser: Er hält seine Muttersprache für genau so schön und edel wie jede andere Sprache, und deshalb allein schon sieht er keinen Grund, sie nicht anzuwenden. Und außerdem bekämpft er damit auch den veralteten Standpunkt der Gelehrten, die eine besondere Sprache für ihre Wissenschaft forderten und sie somit übernational orientierten und der breiten Oeffentlichkeit entzogen. Paré aber will sie seinem Volke dienstbar gemacht wissen und sie deshalb in der Vulgärsprache ausgedrückt haben.

„Pourquoi ne me sera il permis d'escrire en ma langue Françoise, laquelle est autant noble que nulle autre estrangère?

Je n'ay voulu aussi l'escrire en autre langage, que le vulgaire d'une autre nation, ne voulant estre de ces curieux, et par trop superstitieux, qui veulent cabaliser les arts et les serrer sous les loix de quelque langue particuliere, en tant que j'ay appris, que les sciences sont composées de choses, non de paroles, et que les sciences sont de l'essence, les paroles pour exprimer et signifier“ [48]).

---

46) Brunot: Hist. de la langue fr. — p. 41 —; lat. Fassung ebd. — p. 40, n. 2 —.

47) 1568 „Traité sur la peste“. 1545 „Methode de traicter les playes, faites par harquebutes“.

48) Brunot: Hist. de la langue fr. — p. 43, ff. —.

Derselbe Gedanke der Verbreitung und Vulgarisation der Wissenschaft, welcher charakteristisch für die Zeit der Allgemeinmachung und Laisierung aller Bildungswerte ist, kommt auch in den Worten des Mediziners Sébastien Colin[48]) zum Ausdruck, der gerade durch die Muttersprache die Wissenschaft am besten verherrlichen und ehren zu können glaubt:

„Pour faire bref, je scai bien qu'aucuns ne trouveront bonne nostre entreprise, disans qu'il ne falloit point traiter telle matiere en langue vulgaire, et que par ce moien la medicine en est vilipendée, et tenue en mespris: Ce qui est le contraire, car ce que j'en ay faict est plustost pour la magnifier, décorer, et honorer..." [50]).

Ja, es führt diese Einstellung sogar so weit, daß man das Latein gar nicht mehr als unbedingte Notwendigkeit für die Wissenschaft erachtet, wie es aus der von Brunot berichteten[51]) revolutionären Tat des großen Symphorien Champier hervorgeht, der sogar einen pikardischen Chirurgen, welcher nicht Latein konnte, zum Doktor promovieren ließ, und somit auch die Wissenschaft von internationalen Gesetzen loslöst und sie nur denen des eigenen Volkes unterordnete.

Noch schwerwiegender als auf wissenschaftlichem war die Umstellung auf kirchlichem Gebiet, wo die mittelalterliche Lateintradition am längsten und am zähesten standhielt. Auch hier aber nimmt das französische Nationalempfinden seinen Siegeszug, gestützt auf die vulgärsprachlichen Bestrebungen der protestantischen Kirche[52]).

4. Rivalität mit dem Italienischen.

Von der Verteidigung der eigenen Muttersprache aus gehen die Franzosen aber natürlich auch zu einer Offensivstellung über gegen andere Sprachen, insbesondere die lebende Konkurrentin, die italienische, und zwar ist es nicht allein die „Arrogance" der Italiener selbst, welche ihre Sprache für die beste und vollkommenste halten, die die Franzosen zur Gegenwehr reizt, sondern es sind auch weite Kreise der französischen Gesellschaft, besonders der Höflinge, die diese Ansicht teilen und dadurch den Protest der Patrioten herausfordern.

Wenn Jean Lemaire, der als erster in einem Streitgespräch über den „Concorde des deux langages"[53]) den Vergleich beider Sprachen

49) Sébastian Colin: 1. Déclaration des abus et tromperies que font les apoticaires 1593, 2. L'ordre et régime qu'on doit garder et tenir en le cure des fièvres. 1558.
50) ebd. — p. 50, n. 3 —.
51) ebd. — p. 37 —.
52) nationalsprachliche Bibelübersetzungen: 1523 Lefèvre d'Etaples; 1535 Olivetanus, 1541 Psalmenübersetzung Clément Marot's; vgl. hierzu auch Brunot: Hist. de la langue fr.
53) Jean Lemaire: Concorde des deux langages.

wagt, auch noch nicht der französischen gegenüber der italienischen den unbestrittenen Vorzug zuerteilen kann, sondern sie beide als gleichberechtigt nebeneinander stehen läßt, so bedeutet doch sein Schritt in seiner Zeit schon einen kühnen Vorstoß. Denn wenn auch sein feines, echt französisches Formgefühl und sprachliches Empfinden ihn daran hindern, der Muttersprache gegenüber der schönen, volltönenden und seit Dante, Petrarca und Boccaccio klassisch geregelten und ausgestalteten italienischen Sprache den Vorrang zu geben, so zwingt ihn sein glühender Patriotismus aber doch zur Anerkennung der Muttersprache und zur Hervorhebung aller ihrer Vorzüge. Sie sei „gente et propice", „du tout elegante"... und wir lesen zwischen den wenigen Zeilen dieses Streitgesprächs noch mehr, nämlich die geheime Hoffnung, daß seine Sprache später auch einmal so werden möge wie die viel bewunderte italienische, und auch bei ihm ist schon unausgesprochen jene Aufforderung zu finden, die später die Devise vieler seiner Zeitgenossen wird: „Versuchen wir, die Italiener zu überflügeln, vorher aber stellen wir uns auf friedlichen Fuß mit ihnen und lernen wir von ihnen!"

Nicht mehr ein friedlicher Wettstreit und ein Nebeneinander wie bei Jean Lemaire wird das Verhältnis zu den Italienern in der folgenden Generation, die schon viel stärker den verheerenden Einfluß des Italianismus in den Kreisen der höfischen Gesellschaft erlebt und zur Gegenwehr gereizt wird, so daß sich ihr nationales Selbstgefühl zur leidenschaftlichen Kampfhaltung steigert, wie sie sich auf charakteristische Weise in dem Werk Henri Estienne's äußert. Er will es nicht wahr haben, daß die italienische Sprache höher zu bewerten sei als die französische. Dabei kommt es ihm aber nicht nur darauf an, der Muttersprache zu ihrem Recht zu verhelfen, vielmehr will er sogar die „Précellence" der letzteren gegenüber dem Italienischen beweisen, und legt in seinem gleichnamigen Werk[54]) mit übersteigertem Chauvinismus und oft großer Unsachlichkeit seine Gründe dar. Unter ständigem Gegenüberstellen der beiden Sprachen, meistens an Hand von parallelen Uebersetzungen der gleichen lateinischen Texte, räumt er in allen Dingen der französischen den Vorrang ein und nennt sie „la plus grave et gentille, de meilleur grace et la plus riche", wobei er sich bis zu den kleinlichsten Vergleichen hinreißen läßt, so daß ihm Edmond Huguet, der Herausgeber seiner „Précellence" den Vorwurf der Kritiklosigkeit und Ungerechtigkeit nicht ersparen kann[55]).

Er vergleicht in der Tat Texte von völlig ungleichwertigen Uebersetzern, übersieht Fehler und Unkorrektheiten, wenn sie von seinen eigenen Landsleuten begangen werden, während er ein wachsames Auge dafür

54) Henri Estienne: La Précellence du langage françoys. 1579 éd. Edm. Huguet, Paris 1896.

55) ebd. — p. 65, n. 1 —; vgl. auch A. Bonneau's Ausg. von Henri Estienne: „Deux Dialogues du nouveau langage françoys italianizé", Paris 1883, Avertissement, p. X.

hat, wenn sie den Italienern unterlaufen, um somit die Minderwertigkeit der italienischen Fassung gegenüber der französischen nachzuweisen, die Männlichkeit und Kraft des französischen Wortes neben dem weichlichen Klang des Italienischen:

> „Je ne veux pas advertir les lecteurs de prendre garde, en ceste harangue, combien est viril le son de ces paroles Françoises, et combien est mol celuy des Italiennes, à comparaison: comment les Françoises semblent autant aller de roideur, que les autres aller laschement..." [56]).

Auch die Exaktheit und Genauigkeit der französischen Wiedergabe gegenüber dem paraphrasenhaften Wortreichtum des italienischen Textes versucht er unter Beweis zu stellen und greift dazu wahllos aus dem Zusammenhang irgend einen Satz heraus, zählt in pedantischer Weise die einzelnen Wörter in jeder der drei Fassungen, wobei er zu dem Ergebnis kommt, daß die lateinische Form: „neque ego unquam facundiam exercui", nur fünf Worte, die französische: „Je n'ay jamais faict profession d'haranguer" auch nur sechs, die italienische dagegen einen Wortschwall von 15 Worten aufweist: „Io per insino a qui non mi sono nell' arte del ben dire giamai esercitato", um somit aus diesem naiven Rechenexempel das Gesetz für die Unvollkommenheit, Ungenauigkeit und den Mangel an Präzisionsfähigkeit der italienischen Sprache zu konstatieren [57]). Auch was die Anmut und den Wohlklang, die „gentillesse" der Sprache anbetrifft, so meint er, stehe die italienische weit hinter der französischen zurück; denn die französische ergötze das Ohr durch Abwechselung von Vokalen und Konsonanten in ihrer Bewegtheit so, wie eine Wiese mit den verschiedenartigsten bunten Blumen übersät, das Auge entzücke. Die italienische Sprache dagegen besitze allzu viel Vokale, deren häufige Wiederholung in ihrer Monotonie abstoße und langweile. Auch zum Beweise hierfür wieder ein fast kindlich spielerisch anmutendes Beispiel in einem Satz, der in seiner italienischen Fassung ein wahres Martyrium für das Ohr bedeute durch die ständige Wiederkehr ein und desselben Vokals:

> „Signor mio, io dico da vero ch'io non ho dismentigato e mai non dismentigaro l'obligo ilquale ho appresso il vostro fratello: e che come fin adesso ho fatto tutto quello ch'o potuto per il negotio suo, e non ho mancato dal mio dovero in officio nessuno: desidero anchora far tanto che sia satisfatto, monstrandomi in ogni suo bisogno non manco pronto a servir lo, che non stato per il tempo passato!" [58])

und dagegen die Wohltat, als die die französische Version dem Ohr erscheine durch die viel größere Abwechslung der Laute und Endungen:

> „Monsieur, je vous asseure que je n'ay oublié et n'oublieray jamais

56) Henri Estienne: La Précellence...ed Huguet. — p. 64 —.
57) ebd. — p. 65 —.
58) u. 59: ebd. — p. 67 —.

l'obligation que j'ay à l'endroit de vostre frère: et que comme jusques à present j'ay faict tout mon possible pour son affaire, et n'ay failli à mon devoir en tout ce qui concernoit son service, je desire encore faire tant qu'il soit satisfaict, me monstrant en tout ce où il aura besoin de moy, non moins prompt à luy obeir que par le passé" [59]).

Wieder erkennen wir hieraus das Charakteristische seiner Methode, indem er, wenn es sich um die verhaßten Ausländer handelt, jede objektive wissenschaftliche Grundlage verläßt, und so auch hier völlig die Gesetze des italienischen Akzentes übersieht, der auf der Penultima liegend, das auslautende o oder a abschwächt und variiert, eine Erscheinung, die er im Gegensatz dazu bei dem französischen auslautenden e sehr wohl beachtet und als Entschuldigung für dessen Häufigkeit anführt [60]).

Auch in dem dritten Punkt, der Frage nach dem Reichtum der Sprache, verfolgt er dieselben Gedankengänge und läßt die Muttersprache stets als Siegerin aus dem Wettstreit hervorgehen, nicht nur mit der italienischen, sondern sogar mit der griechischen glaubt er sie konkurrieren lassen zu können. Reichtum nennt er dabei solche Ausdrücke, die nicht unbedingte Notwendigkeit sind, um sich verständlich zu machen (Metaphern, Umschreibungen oder Synonima, die der Sprache als Luxus und Schmuck dienen) [61]). Er zählt eine Unmenge solcher Ausdrücke auf, um zu beweisen, wie man im Französischen auf die verschiedenste Art und Weise einen Gedanken in Worte kleiden könne. Wie ein Wettlauf mutet es an, wenn er dem italienischen Sprachgelehrten Aldo Manutio, der den Reichtum seiner Sprache durch synonime Ausdrucksmöglichkeiten zeigt, immer noch übertreffen will und dessen Beispielen immer noch eine unvergleichlich viel größere Anzahl französischer entgegensetzen kann:

1. „Deve ogniuno attendere alla republica, come al proprio interesse.
2. Deve ad ogniuno essere à cuore l'interesse publico, non meno che il proprio.
3. Dobbiamo amare il ben commune, L'utile delle città. Il commode publico, Tutto cio che puo giovare alla republica, con quell'istesso affetto che amiamo e noi stessi e le cose nostre" [62]).

Diesen selben Gedanken versucht nun auch Henri Estienne mit allen Mitteln der sprachlichen Virtuosität auf die verschiedenste Weise auszudrücken:

1. „Chacun doit penser à la republique, comme à chose où il va de son interest.
2. Chacun doit avoir à cueur l'interest du public, non moins que le sien propre: ou chacun doit prendre à cueur l'interest du public.

60) ebd. — p. 69 —.
61) ebd. — p. 105 —.
62) u. 63: ebd. — p. 113 ff. —.

3. Nous devons aimer le bien commun, L'utilité de la ville, Le proufit public, Tout ce qui peut aider à la republique, avec ceste mesme affection que nous portons à nous mesmes et à nos affaires.
4. Il faut que nous ne facions moins nostre devoir pour la republique que pour nos famillies.
5. Il faut ne nous mettre moins en tout devoir pour la republique que pour nos famillies.
6. Chacun doit avoir le bien public pour recommandé, autant que le sien propre.
7. Chacun doit avoir en recommandation ci qui concerne le bien public, autant que ce qui touche son particulier.
8. Le bien public nous doit estre d'aussi pres que le nostre." [63])

So und in ähnlicher Weise variiert er den Satz bis zu 30 Beispielen, wandelt ihn immer wieder ab, drückt den Gedanken indirekt aus, nur um wieder andere Worte dabei zu verwenden, wenn es auch oft alles andere als stilistisch wertvoll ist, zahlenmäßig jedoch geht er als der unumstrittene Sieger hervor, und es entbehrt nicht der Komik, wenn er auf den berechtigten und auch von ihm anerkannten Einwand der Italiener, daß sie alle diese Sätze in ihrer Sprache ebenso bilden könnten, wie ein rechthaberisches Kind antwortet: Wir Franzosen können aber noch viel mehr Beispiele aufbieten, und je größer eure Zahl ist, immer noch werden wir sie übertreffen!

„Je scay bien que les Italiens diront avoir des façons de parler pour exprimer ceste proposition, outre celles que me le susdict Aldo Manutio: et je ne leur nieray pas qu'ils ne peuvent avoir, mais je leur diray aussi que nous en avons encore plus que nous pouvons adjouster à ce grand nombre, qu'eux n'en peuvent adjouster à ce petit" [64]).

Wie wenig er von der italienischen Sprache hält, beweist die Tatsache, daß er ihr jede Fähigkeit, sich reich zu entwickeln, von vornherein ableugnet: selbst wenn ihr dieselben günstigen Umstände wie der französischen zu Hilfe kämen, wenn ihr Italien ein Frankreich und Venedig oder Mailand ein Paris wären, wo der Hof einen so günstigen Einfluß auf die sprachliche Entwicklung ausübe, niemals würde die italienische dasselbe wie die französische Sprache werden können:

„Si donc ils veulent en la fin passer plus outre, et confesser franchement la verité, et dire qu'ils scavent bien leur langage n'estre pourveu, comme le nostre: des termes requis es choses maintenant mentionnees: mais adjoustent que si leur Italie eust esté une France: et leur Venise ou Milan eust esté un Paris (ou le gouvernement d'un petit monde et les tant diverses actions et facons de vivre requierent plus grande di-

64) ebd. — p. 116 —.

versité de termes), leur langage eust eu aussi bonne provision que le nostre: je leur nieray formellent ce poinct“ [65]).

Folgerichtig steigert sich diese Geringschätzung des Italienischen im Verlauf seines Werkes bis zu dem Wunsch, die Abhängigkeit der Italiener von den Franzosen zu beweisen entgegen allen in der damaligen Zeit bestehenden Lehrsätzen von der Priorität der italienischen Sprache und Kultur. Seine Ansicht läßt sich rechtfertigen aus dem Gefühl der Verbundenheit mit seiner nationalen Vergangenheit in der Kultur des Provenzalischen, das nicht nur die Grundlage für die italienische Literatur gebildet hat, sondern aus dessen Wortschatz die Italiener auch viele Elemente aufgenommen haben, wie sie es selbst anerkennen in den Worten Bembo's:

„furò Dante dai Provenzali“ [66])

Aber auch außer diesen provenzalischen Elementen glaubt er, daß das Italienische viel den Franzosen verdanke. Worte gallischer und im weiteren Sinne germanischer Herkunft wie bianco aus blanc, fianco aus flanc, garzon aus gars, sowie die Entwicklung von testa nach frz. tête, anstatt der Anwendung eines direkt aus lat. caput abgeleiteten Wortes deuten auf eine Abhängigkeit. Oder aus anderen Worten, die lautgesetzlich nicht gradlinig vom Lateinischen zum Italienischen abgewandelt, sondern analog zu der französischen Form gebildet sind, wie mio nicht nach lat. meus, sondern nach frz. mien, oder cuor nach afrz. cuer aus dem galloromanischen Stamm cor, coris und nicht aus lat. cor, cordis glaubt er die Führung des Französischen erkennen zu können [67]).

Solche und ähnliche herausgegriffene Einzelbeispiele, mit denen er Grundsätzliches konstatieren will, zeigen immer wieder das Charakteristische seiner gesamten Methode, die die exakt wissenschaftliche, oft sogar logische Basis verläßt und mit einer neuen Doktrin an die Probleme herangeht, indem sie nicht mehr den Primat der reinen Wissenschaft, sondern den der Politik verkündet und so mit einem Maßstab mißt, der nicht immer den sonst gültigen, objektiven Gesetzen entspricht.

Weniger leidenschaftlich und unsachlich, aber ebenso entschieden stellt sich auch Pasquier in eine Rivalität zu den Italienern und verfolgt dabei dieselben Gedankengänge wie Henri Estienne. Auch er weist auf die Minderwertigkeit der italienischen Sprache hin und bemängelt ihre Weichlichkeit. So wie das italienische Volk selbst die Kraft und Stärke der alten Römer verloren habe, so sei auch ihre Sprache nicht mehr das markante, männliche Latein, sondern ein „vulgaire toute effeminé et mollasse“.

---

65) ebd. — p. 151 —.

66) ebd. — p. 259 —; vgl. auch Estienne: Deux Dialogues . . . ed. Bonneau — p. 21 —.

67) Estienne: La Precellence . . . ed. Huguet p. 272; hierzu Gamillscheg: EWB, p. 234, Diez: EWB, p. 319, Wiese: Altitalienisches Elementarbuch, E 811 und E 765.

„Et lorsque les Italiens dégénérant de l'ancienne force du Romain, firent plus profession de la délicatesse que de la vertu, aussi formèrent-ils peu à peu de ce langage mâle romain un vulgaire toute efféminé et mollasse“ [68]).

Daß die Italiener keinerlei Grund hätten, sich über die Franzosen zu stellen — „de se glorifier dessus nous“ [69]) beweist er wie Henri Estienne durch Vergleiche.

Versen Ariosts stellt er ihre Uebersetzung von Du Bellay und Hymnen von Ronsard, welche denselben Stoff behandeln, gegenüber, um dadurch zu zeigen, daß das Französische keineswegs nachstehe, daß es sogar über einen unendlich reichen und vielseitigen Sprachschatz verfüge, wenn er nur in der richtigen Weise und von den richtigen Männern angewandt würde.

„Au regard de la nostre elle ne manque d'un ample magasin de beaux mots pour mesnager nos conceptions bravement-quand elle tombe en bonnes mains“ [70]),

Auch er macht auf die Abhängigkeit der Italiener von den Franzosen und im engeren Sinne den Provenzalen aufmerksam, denen Dante und Petrarca nach dem Zeugnisse der Italiener selbst so ungeheuer viel verdanken:

„Dante et un Petrarque se firent riches des plumes de nos Provençaux“ [71]).

„. . . encores nous vanterons nous que le Toscan (par sa confession mêsme mandia de nous les premiers traits et rudimens de sa Poésie“ [72]).

„. . . que les Italiens (ores au'entre autre choses, sobres admirateurs d'autruy) sont contraints de recognoistre ne tenir en foy et hommage leur Poesie que de nous“ [73]).

Alle diese Beweise führt er an, um den Zeitgenossen zu zeigen, daß in der Muttersprache Werte und Fähigkeiten liegen, die nicht verachtet werden dürfen. Daß ihr nichts unmöglich ist, wenn sich die besten Geister der Nation um sie bemühen.

Die Illustration der Muttersprache.

Damit, daß nun der französischen Sprache ihre Daseinsberechtigung zuerkannt ist, begnügen sich aber die französischen Patrioten nicht, sondern sie nehmen sich die von ihnen verteidigte Muttersprache auch kritisch vor: Ist sie schon vollkommen, und könnte sie in ihrem jetzigen Zustand schon

68) Pasquier: op. cit. Recherches, l. VIII, ch. 1.
69) ders.: Recherches VII, ch. 8.
70) ebd. — p. 718 —.
71) ders.: Recherches VII, ch. 5, p. 695.
72) ders.: Lettres, livre I, 2.
73) ders.: Lettres livre II, 7.

das Ziel der Weltgeltung, das ihnen allen vorschwebt, erreichen? Diese Frage muß von allen verneint werden, auch von denen, die sie rühmen und sie noch über die lateinische und griechische stellen wollen. Alle Worte zum Preise der Muttersprache haben sich in erster Linie auf ihre Fähigkeiten und Anlagen bezogen, aber dabei gleichzeitig eine gründliche Reform und Ausgestaltung derselben vorausgesetzt und gefordert; denn überall dort, wo sich das Französische schon gegenüber allem Latinismus durchgesetzt hat, ist es noch keine gute und vorbildliche Sprache, sondern Desorganisation und Verwilderung herrschen auf der ganzen Linie als Uebereste aus Jahrhunderten der Kriegsnot und des mit dem sinkenden Zeitalter verbundenen Niedergangs des kulturellen Lebens. Und so geschieht es, daß sich zu Beginn der neuen Zeit und ihrer Neugestaltung aller Gebiete sich die Gelehrten auch vor die Aufgabe der Neubelebung der Sprache gestellt sehen. Sie muß nach grammatischen Gesetzen ausgestaltet, geordnet und geregelt werden, und sie muß den ästhetischen Bedürfnissen der Zeit entsprechend ausgeschmückt und bereichert werden: „amplifier, illustrer, enrichir", sind die Schlagwörter, die von allen Zeitgenossen gebraucht werden. Ueber die Art dieser von allen als notwendig erkannten Reform nur kann man sich nicht einigen, und so kommt es zu jener eigenartigen Erscheinung, daß sich die Gelehrten und Patrioten Frankreichs in zwei Lager trennen, — beide von gemeinsamer Grundlage ausgehend, von dem Willen, der Nation zu nützen, und der „affection envers la patrie" [74]) bestimmt, sich in der Methode jedoch gegenseitig in Schmähschriften und Pamphleten, in „Deffences" und „Répliques" heftig bekämpfend, aber gerade durch diese Widerstände an Dynamik und Stoßkraft gewinnend. Die einen wollen die Muttersprache zu neuer Herrlichkeit führen durch ein Aufnehmen fremder Elemente, gleichsam einer neuen Blutzufuhr aus anderen wertvollen Sprachen, die anderen dagegen wollen aus eigener Kraft, ohne fremde Hilfe zu demselben Ziel gelangen.

A. Bereicherung durch Aufnahme und Nachahmung fremden Gutes!

So sehr man versucht sein mag, als die wahre nationale nur die letztere Methode anzusehen, so darf man doch den nationalen Impuls in der von ihr bekämpften Richtung nicht unterschätzen. Gerade in ihr offenbart sich wieder jene durch die ganze historische Entwicklung aufgezeigte Eigenschaft des französischen Wesens, das die fremden Elemente in sich aufzunehmen und sich anzueignen imstande ist, jene Eigenschaft, die Eduard Wechssler meint, wenn er von dem Franzosen als einen „Eroberer im Reich der Geister" spricht, welcher anpassungsfähig, geschickt zur Nach-

74) Du Bellay: Deff. et Jllustr. ed Chamard — p. 34 (25) —; vgl. ebd. p. 161, n. 4: E. Dolet in „La manière de bien traduire...": ...„mon affection est telle envers l'honneur de mon pais que je veux trouver tout moyen de l'illustrer!" 1540.

ahmung, dem anderen seine Erfahrungen ablernt und ihm seine Größe absieht [75]).

Unter diesem Gesichtspunkt also ist das Werk der Männer aufzufassen, die die Ausgesaltung der Sprache vor allem darin sehen, daß sie sie bereichern und ihr viele neue Worte und Ausdrücke schenken, indem sie sie nach dem Muster anderer Sprachen neu beleben und ausschmücken.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten, sollte hier eine eingehende Untersuchung dieser gesamten Methode des Neologismus gegeben werden. Sie interessiert in diesem Zusammenhang nur soweit, wie sie rein nationalen Charakter beweist, d. h. also, sie soll nicht als objektive Tätigkeit gewertet werden, sondern in erster Linie soll der Plan und die Absicht, die ihre Anhänger verfolgen, aufgezeigt werden.

Wenn Claude de Seyssel, der hierin die neuen Bahnen weist, auf denen ihm Peletier, Ronsard, Du Bellay und ihre Anhänger folgen, die Notwendigkeit betont, der Sprache neues Gut aus anderen Sprachen zuzuführen nach dem Beispiel der Römer, die das Lateinische durch Entlehnungen aus dem Griechischen bereicherten [76]), so ist dies nicht ein Verleugnen der nationalen Eigenart, indem das eigene Volk mit dem Genius des fremden überwuchert werden soll, — diese Verschiedenheit des schöpferischen Volksgeistes ist diesen Gelehrten allen kaum bewußt, sondern viel mehr bedeutet ihnen der Wille und das bewußte Streben, so wie es Du Bellay ausdrückt:

> „toute leur vertu est née au monde du vouloir et arbitre des mortels . . . " [77]).

Dieses Wort auf die Dichtkunst im besonderen bezogen, ist zugleich auch eine Erklärung für die gesamte Haltung aller französischen Humanisten in ihrem akademisch programmatischen Bemühen: Nur die Regel und das rationalistische Gestalten ist in ihren Augen von Wert, nicht die eigene freie Entfaltung der Sprache aus dem unbewußten sprachschöpferischen Genius des Volkes, sondern „culture" und „civilisation".

So sind die Sprachen in ihrem Ursprung — der Auffassung Du Bellay's und seiner Parteigänger nach — alle gleich, die einen nur besser geregelt und ausgestaltet und deshalb von den anderen unterschieden:

> „il est vrai que les unes, pour avoir été plus curieusement réglées sont devenues plus riches que les autres . . ." [78]).

Und nur deshalb ist die französische Sprache nicht so reich und vollkommen wie etwa die griechische und lateinische, weil sie nicht schon längst

75) Eduard Wechßler: op. cit. — p. 146 —.
76) bei Brunot: Un projet d'enrichir . . . s. Anm. 5, 2. Kap.
77) Du Bellay: op. cit. I, ch. I — p. 47 —.
78) ebd. — p. 48 —.

einmal ausgestaltet und bereichert worden ist, nicht aber, weil sie von Natur aus nicht dazu fähig wäre:

> „Et si nostre langue n'est si copieuse et riche que la grecque ou latine, cela ne doit etre imputé au default d'icelle, comme si d'elle mesme elle ne pouvait jamais estre si non pauvre et sterile; mais bien on le doit attribuer à l'ignorance de notz majeurs, qui ayans en plus grande recommendation le bien faire que le bien dire, et mieux aymans laisser à leur postérité les exemples de vertu que les preceptes, se sont privez de la gloyre de leurs bien faitz, et nous du fruit de l'imitation d'iceux et par mesme moyen nous ont laissé nostre langue si pauvre et nue qu'elle a besoing des ornementz et (s'il faut ainsi parler) des plumes d'autrui" [79]).

Er vergleicht die Sprache mit einer wilden Pflanze, die veredelt werden müsse durch andere kultiviertere Sprachen, wie es die griechische und lateinische seien. Deshalb könne niemand in der eigenen Sprache etwas leisten, ohne Griechisch und Latein zu beherrschen, welche, wie er es ausdrückt, besser geregelte Sprachen seien „plus curieusement réglée" und deshalb nachahmenswert.

> „C'est que sans l'imitation des Grecz et Romains nous ne pouvons donner à notre langue l'excellence et lumière des autres plus fameuses." [80])

Und zwar meint er, wenn er von „langue" spricht, hier sowohl Sprache im eigentlichen Sinne als Idiom, als auch das in der Sprache beschlossene Geistesgut, eine Begriffsverwischung, die schon von Quintil Horatian [81]) bemängelt wird, aber in der zeitgenössischen Literatur allenthalben immer wieder auftaucht. Hier soll zunächst nur die Bereicherung und Ausgestaltung des Idioms als solches betrachtet werden.

1. Neologismus des Idioms.

Ausgehend also von der Voraussetzung der Erlernbarkeit sprachlicher Vollkommenheit durch Nachahmung gilt es hier, neue Worte aufzunehmen und den Stil nach dem Muster der anderen Sprachen zu üben. Dies aber würde noch keine nationale Absicht beweisen, wenn man nicht allein die Tatsache, daß es eben eine Bereicherung und Verherrlichung der Muttersprache sein soll, schon als genügende nationale Sinngebung auffassen will.

Wenn Du Bellay nun ebenso wie Seyssel die Nachahmung lateinischer Satzkonstruktionen empfiehlt, weil diese ja ebenfalls wieder den griechischen nachgeahmt seien:

---

79) ebd. I, ch. III — p. 66 —.
80) ebd.: II, ch. I — p. 171 —; vgl. auch ebd. II, ch. VI — p. 253 —.
81) cit. bei Chamard: Ausg. der Deff. et Jllustr. Vorwort zum II. Buch von Quintil Horatian — p. 192, n. 1 —.

„Et tout ainsi qu'entre les aucteurs latins, les meilleurs sont estimez ceux qui de plus pres ont imité les Grecz, je veux aussi que tu t'efforces de rendre, au plus pres du naturel que tu pourras la phrase et manière du parler latin, en tant que la propriété de l'une et l'autre langue le voudra permettre." [82])

oder Anlehnung an griechische Syntax, die er der französischen besonders nahe verwandt glaubt:

„Autant te dy je de la grecque, dont les façons de parler sont fort approchant de nostre vulgaire" [83])

und so zugleich mit Ronsard die Anwendung griechischer Formen wie der des Verbalsubstantivs — l'aller, le chanter —, des substantivierten Adjektivs — le liquide des eaux, le vuide de l'air — oder zum häufigen Gebrauch des Epitheton ornans rät — Jupiter = le Père foudroyant, Dyana = la Vierge chasseresse, oder la flamme devorante, les souciz mordans u. a. m.[84]) — so tritt immer noch die nationale Absicht hier klar zutage, indem die Sprache zwar nach fremdem Muster und Beispiel, aber dennoch mit allen eigenen, ihr zu Gebote stehenden Mitteln beweglich und geschmeidig gemacht und ihr Wortfülle und dichterische Ausdruckskraft verliehen werden soll. Schwerer ist diese Absicht erst zu erkennen bei der ausgesprochenen Uebernahme fremden Wortmaterials. Wenn Du Bellay seiner Sprache griechische, lateinische und italienische Wörter zur Aufnahme empfiehlt, so beabsichtigt er damit nicht, sie mit Fremdwörtern zu überladen und seine Verehrung für alles Ausländische damit zum Ausdruck zu bringen, so wie wir es etwa an der deutschen Sprache im Zeitalter des Rokoko beobachten können, sondern im Gegenteil will er die anderen Sprachen geradezu berauben, sie aussaugen und das erbeutete Gut der Muttersprache so einverleiben, als wenn es ihr eigen wäre. Man soll diese neuen Worte ja auch gar nicht mehr als fremde erkennen, selbst fremdsprachliche Eigennamen stören ihm schon das Wortbild, und er fordert, daß diese auf jede erdenkliche Weise in ein französisches Gewand gehüllt werden, damit sie als eigenes Gut wirken und das französische Ohr nicht beleidigen:

„Entre autres choses se garde bien nostre poète d'user de noms propres latins ou grecz, chose vrayment aussi absurde, que si tu appliquois une pièce de velours verd à une robe de velours rouge. Accomode doncques telz noms propres, de quelque langue que ce soit, à l'usage de ton vulgaire: suivant les Latins que pour Ἡρακλῆς ont dict Hercules, pour Θησεύς Theseus: et dy Hercule, Thesée, Achile. Ulyssé, Virgile, Ciceron, Horace" [85]).

82) Du Bellay: Deffence et Jllustration... II, ch. 9 — p. 283 —.
83) ebd. II, ch. 9 — p. 284 —.
84) ebd. II, ch. 9 — p. 286 —, und Ronsard: Oeuvres, éd. Blanchemain VII. 1565. Art. poétique — p. 325 —.
85) Du Bellay op. cit. II, ch. VI — p. 254, ff. —.

Deutlicher noch als bei Du Bellay tritt diese Tendenz bei vielen anderen seiner Gesinnungsgenossen zutage. So weist Peletier, der ebenso wie Du Bellay von der Nützlichkeit einer Bereicherung der Muttersprache durch neue Worte aus anderen Sprachen überzeugt ist, eindringlich darauf hin, daß diese neu aufgenommenen Worte aber französisch gemacht werden müssen „donner la teinture française“ [86]), wie er es nennt. Man müsse die anderen Sprachen so gut und geschickt der eigenen einverleiben, daß man es gar nicht merke,

> „mesnager les autres vulgaires dans le nostre, mais avec telle dexterité que l'on ne s'en apperçoive“ [87]),

sagt Pasquier, und ebenso meint es Ronsard, wenn er empfiehlt, neue Worte aufzunehmen, aber nur auf eine Art, wie sie dem Volke nicht fremd erscheine:

> „Davantage je te veux bien encourager de prendre la sage hardiesse, d'inventer des vocables nouveaux pourvu qu'ils soient moulez et façonnez sus un patron desja receu du peuple“ [88]).

Noch klarer spricht es Louis Meigret aus, wenn er sagt, daß man es mit entliehenen Vokabeln genau so machen müsse, wie mit einem Ausländer, der unter Franzosen als Franzose gelten soll. Genau so wie man diesen zurechtstutzen müsse nach den Sitten und Gewohnheiten des Landes, bis er völlig wie ein eingeborener Franzose wirke, so solle man es auch mit den Worten machen:

> „Il faut de vray faire des vocables que nous empruntons, tout ainsi que d'un étrangier que nous voudrions faire recevoir entre les Francais pour un de leur nacion: auquel on ne saurait mieux faire que de l'accontrer à la Francaise avec quelques gestes, et contenance, et finablement le langage, car lors il sera recu pour un Francais naturel, et natif de France“ [89]).

Man soll also die fremden Worte einkleiden — „dégyser“ — indem man ihnen solche Formen und Endungen gibt, daß es nicht unnatürlich klingt und das französische Ohr dabei nicht beleidigt wird, sondern daß sie sich organisch in das französische Sprachgefüge einordnen: wie Grammaticus = Grammairien, Notarius = Notaire, Romanus = Romain, Pythagoreus = Pythagorée usw.[90]) Denjenigen jedoch, die glauben, auf die griechische und la-

---

86) Jacques Peletier: Art Poétique — p. 36 — „Un mot bien deduit du Latin aura bonne grace en lui donnant la teinture française“.
87) Pasquier: op. cit. Lettres II, 12.
88) Ronsard: Oeuvres III, éd. Blanchemain, Préface sur la Franciade. — p. 23 —.
89) Louis Meigret: Tretté de la Grammaire françoyse. Paris 1550. Im Neudruck von W. Förster, Heilbronn 1888 — p. 33 —.
90) ebd. — p. 35 —.

teinische Form und Wurzel des Lehnwortes Rücksicht nehmen zu müssen, sagt er energisch:

„Nous devons dire comme nous disons! Puisque generalement l'usage de parler s'a recu ainsi; car c'est celui jui donne autorité aux vocables“ [91]).

Ueber alle starren grammatischen und ethymologischen Gesetze hinweg erhebt er also den lebendigen Gebrauch des Volkes zur höchsten Autorität:

„Nécessité est de suivre la loi du plus fort or le peuble est le plus fort!“ [92])

Mit diesen Worten rechtfertigt er seinen Standpunkt im Kampf um die phonetisch volksmäßige Rechtschreibung, die als Abkehr von der wissenschaftlichen, gelehrten Deutung allen fremd übernommenen Wörtern ihre Herkunft verschleiert und nur das Volk und dessen „commun usage“ zu einer den Tatsachen Rechtskraft verleihenden Gewalt erhebt.

„Das Volk ist der oberste Herr der Sprache, und nur von ihm und keiner anderen Gewalt ist sie unmittelbar abhängig,“ sagt Pierre Ramus. Nicht den Professoren, der Universität und der Wissenschaft schlechthin ist sie unterstellt, sondern ihre Schule ist im Louvre, im Königspalast und an den Stätten des politischen Lebens:

„Le peuple est souverain seigneur de la langue et la tient comme un fief de franc aleu, et n'en doit recogniossance a aulcum seigneur. L'escolle de ceste doctrine n'est point es auditoires des professeurs hebreux, grecs et latins en l'Université de Paris; elle est au Louvre, au Palais, aux Halles, au Greve, a la place Maubert“ [93]).

Dieser Gedankengang, für die damalige Zeit von kühner Neuheit, bedeutet die wahre Durchsetzung der nationalen Idee und die Trennung von Mittelalter und Neuzeit, von geschriebenem Gesetz und starrer Schemenhaftigkeit auf der einen Seite und blutvollem, pulsierendem Leben auf der anderen, die Auflockerung der weltfernen Gelehrsamkeit und ihre Dienstbarmachung für Volk und Staat, so wie sie auch Pasquier fordert, wenn er das Studium der Sprachen nicht als Selbstzweck billigt, sondern nur als Mittel, um die in den anderen Sprachen niedergelegten Werke studieren zu können. Er verwirft somit die reine Philologie, die in pedantischer Genauigkeit bei der Forschung einzelner Worte stecken bleibt, die über den Dialekt eines griechischen Wortes debattiert, anstatt aus den Werken eines Platon und Aristoteles nur das Mark herauszuziehen und dadurch zu einem höheren Wissen zu gelangen:

---

91) und 92) Louis Meigret: Tretté touchant le commun usage de l'ecriture françoyse; vgl. hierzu auch Glaumalin de Vezelet: Traité de l'orthographe des Meigretistes und Guillaume des Autelz: Repliques aux furieuses deffences de Louis Meigret... bei Chamard: Joachim Du Bellay — p. 149 —.

93) Livet: La Grammaire française et les Grammairiens au XVIe siècle. 1859 — p. 179 —.

„Je m'asseure que tout homme de bon jugement sera d'accord avec moy, que nous devons estudier les langues, non point à cause d'elles, ains pour les disciplines pour les beaux discours et sujets dont nous les voyons accompagnées par le labeur de ceux qui y ont dextrement employé leurs plumes. Encores que je scache bien qu'il se soit formé un certain scavoir pedantesque entre nous, de plusieurs qui font estat d'apprendre le Grec, non pour tirer la mouelle qui est es oeuvres de Platon ou d'Aristote, ains sans plus pour discourir sur le dialecte d'un mot; or si j'ay cest avantage sur vous; que ces langues Grecque et Latine ne soyent autre chose qu'instrument pour parvenir à une intelligence de la doctrine qu'elles contiennent . . ."[94])

Dieser Ausspruch könnte in seiner Schärfe kaum von einem Vertreter der deutschen Humanistengeneration geprägt sein, die in liebevoller Kleinarbeit und Gründlichkeit die Wesensart der antiken Sprachen zu untersuchen bestrebt ist. Er ist die Zuspitzung aller jener französischen Intentionen, die dahin gehen, jegliches Wissen in Besitz zu nehmen, soweit es für die eigene Zeit und das eigene Volk von Nutzen ist, und zeigt somit, wie die französische Renaissance nicht gleich der italienischen die eigentliche Befreiung der Wissenschaft aus ihrem Abhängigkeitsverhältnis gebracht hat, sondern sie von der mittelalterlichen Dienstbarkeit gegenüber der Theologie in die des Staats übergeführt, von der „ancilla theologiae" zur „ancilla rei publicae" gemacht hat.

2. In der Literatur.

Stärker noch als in der Ausbildung des Idioms tritt die Tendenz des Sich-Bereichern-Wollens hervor in der eigentlichen Literatur.

Gerade hier tat ein neuer Aufschwung not: denn die ausgehende mittelfranzösische Epoche hatte darin eine große Schwäche und Ohnmacht bewiesen, sich in leerem Reimgeklingel und einem überspitzten Formalismus totgelaufen, sodaß sie aus sich heraus keine neue Blüte hervorbringen konnte, und deshalb wendet man sich nun zu dem in dieser Zeit wieder entdeckten antiken Gut, um mit seiner Hilfe die erschnte Erneuerung zu schaffen.

Wie sich schon bei der Reform des Idioms gezeigt hat, ist die Idee des schöpferischen Volksgeistes noch ein Begriff, über den allgemeine Unklarheit herrscht und zu dem die Franzosen erst in einer allmählichen Entwicklung vorstoßen müssen.

Zunächst haben sie bei dem Worte „nationale Literatur" auch nur wieder das Formale im Auge und verstehen darunter nationalsprachliche

94) Pasquier: op. cit. Lettres I, 2.

in erster Linie, ohne dabei schon an das in dieser Sprache ausgedrückte Geistesgut als einen viel wesentlicheren Ausdruck nationalen Eigenseins zu denken.

a) Theorie der Uebersetzung.

Aus diesem Gedankengang heraus nur ist es zu verstehen, daß zur Neuschaffung dieser nationalen Literatur dem Uebersetzer ein tätiger Anteil zugewiesen wird. Uebersetzer hat es gewiß in jedem Lande und zu jeder Zeit gegeben, aber die Uebersetzertätigkeit der französischen Renaissencebewegung ist eine ganz besondere, um nicht zu sagen einzigartige Erscheinung. Der eigentliche Sinn des Uebersetzens, als einer untergeordneten Tätigkeit, als einer bloßen Wiedergabe eines Schriftwerkes in einer anderen Sprache, wird von den Franzosen des 16. Jahrhunderts völlig auf den Kopf gestellt, indem nicht mehr das Original um seiner selbst willen im Vordergrund steht, sondern die Bereicherung, die es für die Literatur des anderen Volkes, in die es nun aufgenommen worden ist, bedeutet.

Es ist hier wiederum nicht die Aufgabe, die zahlreichen Uebersetzungen der Zeit heranzuziehen und sie auf ihre Eigenart zu untersuchen. Hier soll nur die Theorie der Uebersetzung behandelt werden, so wie sie sich in das nationale Programm der Zeit einordnet und ihren Anteil daran hat, nicht also die Uebersetzer schlechthin, sondern nur die Theoretiker ihrer Schule, die die Leitsätze für ihre Arbeit aufgestellt haben, indem sie ihr Ziel und Methode vorschrieben.

Wieder ist es Claude de Seyssel, der richtunggebend wirkt und die Uebersetzung als Propagandamittel des französischen Imperialismus ansieht. Ihn beschäftigt die Frage, daß Frankreich so wenig gute und nützliche Bücher hätte, und so rät er, dem Beispiel der Römer zu folgen, die, um die Weltherrschaft ihrer lateinischen Sprache zu konstituieren, ihr griechischen Bildungsgehalt zuführten, — und so also auch der französischen Werke antiken Inhalt zu verschaffen durch Uebersetzung klassischer Autoren. Diese übersetzten klassischen Werke sollen dann aber auch noch mehr als nur Zeugen und Vermittler der antiken Bildung sein, sie sollen sogar eine regelrechte gute französische „licterature" begründen:

> „de translater en francais des livres qui ont couchez en grec et latin, pour constituer une licterature francaise" [95]).

Dieselbe Auffassung, die auch Budé vertritt, wenn er zum Uebersetzen der antiken Literatur mahnt, um eine „licterature" in der Muttersprache zu schaffen [96]). Das führt so weit, daß die Arbeit des Uebersetzers fast ebenso hoch eingeschätzt wird wie die eigenschöpferische, und nach den Worten

95) vgl. Anm. 5, Kap. 2.
96) vgl. hierzu Wechßler: op. cit. — p. 134 —.

Sébillets müßte, wenn man von dem Standpunkt des Nutzens für die Nation ausginge, den Uebersetzern der gleiche Ruhm zuerkannt werden wie den Autoren selbst.

„Les translateurs ont plus apporté de profit aux Romains et aux Français que les auteurs mesmes, et leur est deue la mesme gloire“ [97]).

Er sieht die Uebersetzung als ein sehr zu lobendes Werk an, indem sie die eigene Sprache mit dem bereichert, was in einer anderen schon an Wertvollem ausgedrückt ist:

„Et vrayment celuy et son oeuvre meritent grande louenge qui a peu proprement et naivement exprimer an son langage, ce qu'un autre avoit mieus escrit au sien“ [98]).

Und so machen sich in jener Zeit alle Dichter gleichzeitig auch einen Namen als Uebersetzer. Marot selbst ist es, der die Uebersetzung eine „décoration a la langue“ [99]) nennt und nicht nur selber Großes auf diesem Gebiet leistet, sondern auch seine Schüler und Nachahmer zur Ausbildung dieser Kunst anleitet, alles im Rahmen des Nationalisierungsprogramms der Bildung.

Es ergibt sich von selbst, daß diese Auffassung vom Sinn der Uebersetzung eine besondere Methode ihr vorschreibt, eine Methode, die ebenfalls den sonst geltenden Gesetzen zuwider läuft. Allgemein ist die Aufgabe des Uebersetzers die, ein Werk in eine andere Sprache zu versetzen, um es auch dort bekannt zu machen, nicht aber um für diese Sprache irgend welche neuen Verdienste zu erwerben, und deshalb kommt es dabei also vor allem auf die genaue wahrheitsgetreue Wiedergabe des Originals an.

Die „fidelité“ nennt Hennebert als den wichtigsten Faktor für das gute Uebersetzen, dessen Ziel vor allem sein soll, einen Autor auch den Menschen zugänglich zu machen, die nicht seine Sprache beherrschen, und ihnen einen möglichst getreuen Eindruck zu vermitteln: [100])

Deshalb kommt es bei einem vollkommenen Uebersetzer darauf an, daß er sich restlos in den Autor einfühlen kann, in seine individuelle und die

---

97) u. 98) Sébillet: Art poétique, éd. Felix Gaiffe, Paris 1910. II, ch. XIV. „De la version“

99) Chamard: Du Bellay — p. 120—123 —.

100) F. Hennebert: Histoire des Traducteurs français d'auteurs grecs et latins pendant le XVIe siècle Introduction. 1858. „Traduire un écrit c'est la reproduire dans une autre langue que celle dans laquelle il est composé. Cette transformation a pour but principal de faire connaitre un auteur à ceux qui ne savent pas la langue dont il s'est servi. C'est un remède à l'ignorance, qui consiste à mettre une copie intelligible à la place d'un original qui ne l'est pas... La fidelité ne forme pas seulement le premier mérite de cette sorte d'ouvrage elle en est pour ainsi dire l'essence.“

durch seine Nation bedingte Eigenart, und daß er diese dann auch in der Uebersetzung zum Ausdruck zu bringen versteht.

Diesen Grundregeln aller Uebersetzungstechnik handeln die Franzosen des 16. Jahrhunderts jedoch bewußt zuwider, indem sie nicht gewillt sind, sich selbst und ihre Nation völlig auszuschalten und sich objektiv in die Eigenart der anderen zu vertiefen. Ihre Theorie geht nicht dahin, einen möglichst getreuen Eindruck des Originals zu vermitteln und allen seinen charakteristischen aus der Person des Autors wie auch aus seiner Nationalität bedingten Zügen gerecht zu werden, sondern die eigene Nation steht für sie immer im Vordergrund, und es gilt vor allem, den eigenen Landsleuten das Werk verständlich zu machen und näher zu bringen, was sie als letzte Konsequenz sogar zu einer völlig ungenauen, freien Uebersetzung führt. Wie noch Seyssel aus seiner Auffassung von der Vorbildlichkeit und Nachahmungswürdigkeit der lateinischen Sprache heraus für eine fast sklavische, wortgetreue Verfolgung der lateinischen Stellen, ihrer Ausdrücke und ihres Satzbaus ist im Rahmen der Bestrebungen, die Muttersprache dadurch zu verbessern, hält auch Jacques Peletier die Uebersetzung für gut, die dem Original möglichst nahe kommt, und sieht die „littéralité parfaite" als höchstes, wenn auch kaum zu verwirklichendes Ziel an [101]), wodurch die Sprache ungeheuer bereichert werden könne, indem die schönen griechischen oder lateinischen Redewendungen nun französisch gemacht würden und somit die ganze Eleganz und Majestät der anderen Sprache nun in die eigene überginge:

> „Les Traductions quand eles sont bien fetes peuvent beaucoup enrichir une langue. Car le Traducteur pourra fere Francoes une bele locution Latine ou Grecque e aporter en sa cite avec les poes des santances, la mejesté de clansés e l'elegances de la langue etrangère" [102]).

Diese Haltung ist grundsätzlich dieselbe, die Seyssel und Peletier durch ihr Eintreten für den Neologismus des Idioms zum Ausdruck bringen, und wird eingeschränkt durch die Erkenntnis, daß jeder Sprache ihr eigenes Genie bleiben und in diesem Falle auch die Muttersprache das ihre durchsetzen müsse. So wendet sich Etienne Dolet gegen die übertriebene Nachahmung der fremden Audrücke beim Uebersetzen, die sonst im Sprachgebrauch gar nicht angewandt werden und deshalb allzu kühne Neuerungen bedeuten:

> „Il te fault garder d'usurper mots trop approchants du latin, et peu usités par le passé; mais contente toy du commun sans innover aucune diction follement et par curiosité répréhensible" [103]).

---

101) Peletier: Art poétique — p. 33 —.
102) ebd. — p. 31 —.
103) Estienne Dolet: La manière de bien traduire... bei Hennebert, op. cit. — p. 39 —.

Seinen Gedankengängen folgt auch Sébillet und verurteilt die allzu starke Anlehnung an den Geist der fremden Sprache, wie es viele latinisierende Zeitgenossen tun, indem sie zahllose Worte neu prägen in sklavischer Abhängigkeit von dem lateinischen oder griechischen Original, und diese Worte bleiben dann für immer unklare und unorganische Bestandteile, die die Muttersprache nur belasten. Er fordert im Gegenteil, daß der vollkommene Uebersetzer ein hervorragender Kenner nicht nur der fremden, sondern vor allem seiner Muttersprache sei:

> „Mais garde et regarde que tu ays autant parfaite congnoissance de l'idiome de l'autheur que tu entreprendras tourner, comme de celuy auquel tu delibereras le traduire“ [104])

und weist somit schon den Weg zu der Eigenständigkeit und Freiheit der Uebersetzung, die in der Methode Jacques Amyots zum Ausdruck kommen.

Aus seinem Werk [105]) läßt sich am deutlichsten die Tendenz erkennen, die dahin geht, nur für die eigene Nation zu schaffen und nur ihr zu dienen. Die Absicht seiner Uebersetzertätigkeit ist, aus fremdem Gut ein neues Eigentum zu schaffen, „une propriété nouvelle“ [106]) durch ein Besitzergreifen auf moderne zeitgenössische und vor allem französische Weise. Um diese Methode genau zu erkennen, wäre hier eine textvergleichende Studie die Aufgabe, die untersuchen könnte, wieweit Amyot Veränderungen vornimmt und vom Original abweicht, um daraus den Rückschluß auf seine gesamte Tendenz zu ziehen. Hierbei ist jedoch auf die geleistete Arbeit der Amyotforscher René Sturel [107]) und A. de Blignières [108]) hinzuweisen und auf ihren Erkenntnissen aufzubauen:

Als Haupteigenschaften der Uebersetzungsmethode Amyots erkennen diese nicht die philologische Genauigkeit, sondern die Selbständigkeit gegenüber dem Original, indem er versucht, nach eigenem Gutdünken Ergänzungen und Erklärungen in den Text einzufügen, um ihn seinen Zeitgenossen verständlich zu machen und ihren Sitten, ihrer Sprache und ihrer Geisteshaltung anzupassen.

Vor allem soll es ein Erziehungswerk am ganzen Volke sein; denn wie alle Uebersetzer des 16. Jahrhunderts schreibt er nicht für einzelne Gelehrte, sondern für die „moins lettrés“, dem Zuge seiner Zeit zur Vulgarisation aller Wissenschaft folgend. So wie man Cäsar und Herodot für die Soldaten übersetzt, will Amyot seinen Plutarch der höfischen Gesell-

---

104) Sébillet: op. cit. II, XIV.
105) Uebersetzung des Plutarch: 1. Vies des hommes illustres, 1559; 2. Oeuvres morales, 1572.
106) vgl. Anm. 108 — p. 26. —
107) René Sturel: Jacques Amyot, Paris, Champier, 1908.
108) A. de Blignières: Essai sur Amyot et les traducteurs français au XVIe siècle, Paris, Durand, 1851.

schaft zugänglich machen, und so bearbeitet er nicht nur den Text durch klareres und schärferes Herausstellen einzelner Ideen, um ihn dadurch logischer und leichter verständlich zu gestalten, sondern er erläutert auch aus seinem eigenen Wissen manche Dinge, von denen er glaubt, daß sie dem humanistisch nicht Unterrichteten fremd seien: Worten und Eigennamen, die eine Kenntnis der griechischen Mythologie voraussetzen, fügt er eine allgemeine Erklärung bei, wie z. B. Plutus = Dieu des richesses, Zephir = vent du Ponent, trident = une fourche à trois fourchons, l'enseigne de Neptune, Néréides = fées des eaux usw.[109])

Noch selbständiger handelt er, wenn er direkte Umdeutungen und Anachronismen vornimmt und die Zustände der Antike in seine Zeit transponiert. So übersetzt er φάλαγγι mit squadron, ἡγεμονίαν mit compagnie de gens d'armes, ἵππαρχος mit capitaine general de la gendarmerie, oder er nennt die Männer um Alexander d. Großen „favoris, sécretaires, gentilhommes de la chambre, huissiers à verge . . .[110])

Diese Travestie geschieht jedoch nicht mit derselben naiven Unbewußtheit, mit der etwa im Mittelalter antike Verhältnisse in dem alles überstrahlenden Licht christlicher Lebensauffassung und theologischen Denkens gesehen werden und das Wort pontifex maximus die Uebersetzung evêque erfährt[111]). Gerade die Zeit der Renaissance hat ja die Freiheit und Objektivität des Denkens und den richtigen Weitblick, um sich in nicht christliche Verhältnisse einzuleben, so wie es die Italiener beweisen, deren ganzes Streben es ist, sich dem Denken und Fühlen der Antike möglichst genau anzupassen und diese Zeit aufrichtig nachzuerleben und nachzuempfinden. In Frankreich dagegen setzt ein noch stärkeres Umprägen der Antike als im Mittelalter ein, dieses Mal aber aus ganz neuen, auf patriotischer Grundlage beruhenden Motiven.

Da die übersetzte Literatur eine Bereicherung der nationalsprachlichen sein soll, soll sie den Zeitgenossen auch nicht mehr als etwas Fremdes, Andersgeartetes erscheinen, genau so wie bei der Wortbildung aus anderen Sprachbestandteilen diese nicht mehr als solche erkannt werden sollten, sondern restlos französisiert wurden. In derselben Weise französisiert man jetzt die antiken Lebensverhältnisse, man paßt sie französischen Sitten und Gebräuchen und somit auch französischer Geisteshaltung an, sodaß es auf die Zeitgenossen so wirkt, als sei das der Antike geraubte Gut ein Geistesprodukt ihrer eigenen Nation. In jeder neuen Uebersetzung feiert der Nationalstolz der Franzosen eine neue Besitzergreifung, schließlich sehen sie die alten Schriftsteller selbst als ihr Eigentum an, verleihen ihnen Bürgerrechte und machen sie sich dienstbar, so wie es zum Ausdruck kommt

109) Sturel: op. cit. — p. 220 —: „Additions explicatives historiques".
110) ebd. — p. 222 ff. —: „Anachronismes et la couleur locale"; vgl. auch: Morf: op. cit. — p. 122 —.
111) Bligières: op. cit. — p. 246 ff.—; auch Morf: op. cit. Einleitung — p. 4 und p. 122 —.

in den Worten, mit denen ein Uebersetzer Heinrichs II. dem König seine Herodot-Uebersetzung widmet:

> „C'est vostre Hérodote qui vient solliciter vos suffrages, pour obtenir droit de cité dans votre royaume, il a beaucoup fourny de son labeur et de sa diligence, il sait apparament ce que vaut l'honneur qu'il ambitionne“ [112]).

Oder wie es Ronsard auffaßt als einen Kampf, den Frankreich nun mit den Städten Griechenlands um die Geburt Homers führe:

> „Les Gaules ont désormais refaire un combat avec les villes grecques qui se disputent la naissance d'Homère“ [113]).

Hierin erreicht die Theorie der Uebersetzung ihren Gipfelpunkt und ordnet sich konsequent in die geistigen Tendenzen der gesamten französischen Renaissance ein, indem auch hier klar zutage tritt, daß nicht das ideengeschichtliche, philologische Interesse, sondern die Absicht, das Vaterland um wertvolle Gaben zu bereichern“ [114]), für die Franzosen des 16. Jahrhunderts der Impuls ihres geistigen Schaffens ist. Anders als die oben erwähnten Uebersetzer urteilt Du Bellay über diese Tätigkeit. Bei ihm schon finden sich Ansätze zu der Erkenntnis der Originalität des Schriftstellers „l'originalité de l'ecrivain“ und des schaffenden Volksgeistes „genius du peuple“ und so betont er, daß Ubersetzungen keine Bereicherung im eigentlichen Sinne für die Literatur sei:

> „Toutesfois ce tant louable labeur de traduyre ne me semble moyen unique et suffisant pour elever nostre vulgaire à l'egal et parangon des autres plus fameuses langues“ [115]).

Die Uebersetzung erkennt er hier nicht als Selbstzweck, als Kunst an sich an, nicht als vollwertigen Bestandteil der nationalen Literatur, wohl aber als Mittel zur Erlangung seines Zieles, indem durch das Studium der übersetzten Werke der nationale Dichter zu eigenem Schaffen angeregt werden soll. Als Verteidiger für diese seine Einstellung führt er die alten Römer an, die es mit den griechischen Werken ebenso gemacht hätten. Nicht zur eigentlichen Bereicherung der Sprache hätten sie diese übersetzt, als vielmehr, um sie leichter und bequemer studieren zu können und aus ihnen für das eigene Volk Nutzen zu ziehen [116]).

Darin schon ist jene Entwicklung festzustellen, in der der französische Geist fortgeschritten ist von der naiven Auffassung, daß die einfache Annektion fremden Gutes in der Form der Uebersetzung eine vollwertige Bereicherung der Muttersprache darstelle, zu der Erkenntnis, daß jedes Volk in seinem geistigen Schaffen selbsttätig wirken müsse und daher Geistes-

112) bei Blignières: op. cit. — p. 27 —.
113) ebd.
114) Morf: op. cit. — p. 122 —.
115) Du Bellay: Deffence et Illustration-Chamard, I, ch. V — p. 82 —.
116) vgl. ebd. I, ch. V — p. 91 f. —.

produkte anderer Nationen niemals sein eigen nennen könne. In dieser Auffassung liegt auch gleichzeitig ein Empfinden für die Seele des Volkes, die sich in seiner Sprache offenbart. Wenn Du Bellay deshalb erkennt, daß man in der Uebersetzung dem Original wenig gerecht werden könne, da jeder Sprache eine gewisse Nüancierung und ein andersgeartetes Stilempfinden zu eigen sei, welches man in einer anderen gar nicht zum Ausdruck bringen könne:

„. . . Chacune langue a je ne scay quoy propre seulement à elle dont si vous efforcer exprimer le naif en une autre langue, observant la loy de traduyre, qui est n'espacier point hors des limites de l'aucteur, vostre diction sera contrainte, froide et de mauvaise grace“ [117]),

so spricht aus seinen Worten im Grunde dieselbe Haltung, aus der heraus Amyot seinen Text umformte und ihm zeitgenössische und nationale Färbung gab, indem auch dieser die wortgetreue Wiedergabe des Originals als der inneren Struktur seiner Muttersprache wesensfremd ablehnt. Ja, Du Bellay warnt sogar vor der Uebersetzung, die ihm wie ein „Sacrilège“ erscheint, wie eine Profanierung der heiligen Reliquien der Antike [118]), die man in der Muttersprache doch niemals in ihren arteigenen Formen wiedergeben könne.

b) Theorie der Dichtkunst.

Wenn mit dem Hinweis auf die Unzulänglichkeit der Uebersetzung Du Bellay zwar schon eine eigenschöpferische Tätigkeit als zur Schaffung einer Nationalliteratur notwendig erachtet, so baut er seine Theorie der Dichtkunst doch noch nicht auf dem Grundsatz einer absoluten Originalität und Selbständigkeit gegenüber fremdem Geistesgut auf. Ist das übersetzte Werk in seinen Augen auch kein vollwertiges, weil an ihm der nationale Genius seine schaffenden Kräfte nicht entfalten kann und sozusagen tatenlos fremden Geist und fremde Form ohne eigene Arbeit übernimmt, so empfiehlt er dennoch eine genaue Nachahmung und Anlehnung in Inhalt, Stoffwahl, Ideengehalt und Formkunst in der Dichtung. Der Grund dieser Auffassung ist in der im Kern urfranzösischen Ueberschätzung aller Regel, in dem typisch französischen Intellektualismus und Rationalismus zu suchen, der allein dahin führt, daß die schöpferische Kunst an sich nicht als das Wesentliche erscheint, sondern durch Bearbeitung, Regelung und akademische Gesetzmäßigkeit erst ihre Wertung erfährt. Ebenso wie man schon das Idiom mit Hilfe dieser Regeln und Gesetze neu gebildet hatte, so ist nun auch der „arbitre des mortels“ der Maßstab für die dichterische Vollkommenheit [119]). „Le poète naist, l'orateur se fait“ [120]) dieses Wort ihres

117) ebd. — p. 87 f. —.
118) ebd. — p. 96 f. —.
119) vgl. Anm. 77, Kap. 2.
120) Sébillet: op. cit. I, ch. III.

Gegenspielers Sébillet gilt nicht für die Plejade und ihre Anhänger, sondern bei ihr heißt es vielmehr auch: „le poète se fait!" „Nul n'est poète sans art" [121]) ist die Ansicht Du Bellay's; denn nicht nur die natürliche dichterische Veranlagung genügt, um in der Poesie Werke von unsterblichem Wert zu schaffen, nicht die Inspiration allein, sondern vor allem braucht der Dichter die „Kunst", und zwar hier l'art als einen Gegensatz zu le naturel. Culture, doctrine, erudition, cogitation — dies sind die für die Vollkommenheit der Poesie geforderten Mittel, und so gibt auch Ronsard dem poète endoctriné den unumstrittenen Preis, indem er ihn mit dem Adler vergleicht, der, am Throne des Königs sitzend, seine Schwingen ausbreitet, um sich in die Lüfte zu erheben, während jene anderen rimeurs, welche ohne Kunst und ohne Gelehrsamkeit Reime hervorbringen, wie schreiende Raben wirken, deren Dichtung unwürdig ist, unter die Lieder der Musen gezählt zu werden:

„Car le poète endoctriné
par le seul naturel bien né,
se haste de ravir le prix;
mais ces rimeurs, qui ont appris
avec travail, peines et ruses.
a leur honte enfantent de vers,
qui toujours courent de travers
parmy la carrière des Muses.
Eux comparez à nos chants beaux
sont faits semblables aux corbeaux
qui dessous les feuilles caquettent
contre deux aigles, qui agnettent
auprès du trone de leur Roy
le temps de ruer leurs rempestes
dessus les misérables testes
de ces criards palles d'effroy." [122])

Nicht die Intuition allein, sondern vor allem Bildung ist es, die der Dichter also braucht, und den Forderungen der Zeit entsprechend muß er in erster Linie ein Kenner des klassisch-antiken Bildungsgutes und des humanistischen Wissens sein.

In der Nachahmung dieses antiken Bildungsgutes und des damit zusammenhängenden zeitgenössischen italienischen oder spanischen geschieht die Kultivierung der eigenen Nationalliteratur und deren Bereicherung:

„Toutesfois d'autant que l'amplification de notre langue ne se peut faire sans doctrine et sans erudition, je veux bien avertir ceux qui aspirent à ceste gloire d'imiter les bons aucteurs grecz et romains voyre bien italiens hespagnols et autres" [123])

121) Du Bellay: op. cit. II, ch. III, p. 191, n. I und II, ch. II.
122) Ronsard: Ier Livre des Odes, Ode XI à J. du Bellay.
123) Du Bellay: op. cit. II, ch. III — p. 194 —.

und wenn Du Bellay Dichter wie Maurice Scève lobt, der in vorbildlicher Weise diese fremden Literaturen nachgeahmt habe, so tut er es im Hinblick auf den durch eine solche Bereicherung vermehrten Ruhm Frankreichs [124]).

In dem fremden und neuen Gut allein sieht er das Vorbild für diese „Imitation" [125]), nicht aber in der eigenen nationalen Tradition und dem Zurückgreifen auf die alte nationale Literatur. Dieses sei nur wie ein Kreislauf, der in sich selbst zurückführe, aber für das Geistesleben der Nation nicht eine Bereicherung im eigentlichen Sinne darstelle:

> „mais aussi diray-je bien qu'on pouroit trouver en notre langue (si quelque scavant homme y vouloit mettre la main) une forme de poèsie beaucoup plus exquise, laquelle il faudroit chercher en ces vieux Grecs et Latins, non point és aucteurs françoys: (pour ce qu'en ceux cy on ne scauroit prendre que bien peu, comme le peau et la couleur; en ceux la on peut prendre la chair, les oz, les nerfz et le sang" [126]).

Nicht nationale Formen wie rondeau, ballade, virelay, chant royal und andere dienen der Neubelebung der Poesie:

> „Puis me laisse toutes ces vieilles poésies françoyses aux enz Floraux de Thoulouse et au Puys de Rouan: comme rondeaux, ballade, virelayz, chantz royaulz, chansons et autres belles episseries, qui corrompent le goust de nostre langue, et ne servent si non à porter temoignaige de notre ignorance . . ." [127])

sondern die der nationalen Dichtung bisher unbekannten Formen wie die antike Ode und Elegie oder das italienische Sonett mögen das Gewand sein, in das der französische Dichter seine Gedanken einkleiden könne:

> „Chante moi ces odes incognues encor
> de la Muse françoyse
> d'un luc bien accordé au son de la
> lyre greque et romaine [128])

Diese Stellungnahme gegen jede Anlehnung an die nationale literarische Vergangenheit zugunsten einer Nachahmung der Schöpfungen anderer Völker mutet zunächst wie die Negierung jeglichen nationalen Geistes an. Und doch offenbart gerade auch die Kunstauffassung der Plejade, wenn man in erster Linie ihre Intentionen wertet und sie im Zusammenhang mit jenem großen Nationalisierungsprogramm aller Bildungsgüter in der französischen Renaissance sieht, einen rein patriotischen Kern. Es ist die Absicht, dem Vaterland zu dienen, die auch die Theorie der „Imitation" zu einer nationalen stempelt und die auf derselben Ebene liegt, wie die der gesamten

124) ebd. vgl. L. Feugère: Les Oeuvres de Pasquier — p. 19 —.
125) Hermann Gmelin: Das Prinzip der Imitatio in den romanischen Literaturen der Renaissance, Erlangen 1932.
126) Du Bellay: op. cit. II, ch. II — p. 189 —.
127) ebd. II, ch. IV — p. 200 f. —.
128) ebd. II, ch. IV, p. 208, f.

Methode des sprachlichen Neologismus und der Uebersetzung innewohnende Tendenz. Das fremde Gut soll nicht als solches einfach übernommen, nicht um seiner selbst und seiner Vorbildlichkeit willen angebetet und verherrlicht werden, sondern dienstbar gemacht soll es werden, ja geradezu verschlungen, aufgesaugt und zum Nutzen der eigenen Nation ausgewertet. Es kann nichts typischer Französisches geben, als die Haltung, die Du Bellay aus dem Beispiel der alten Römer heraus zu lesen glaubt, wenn er zeigt, wie diese die guten griechischen Autoren nachahmten, sich völlig in sie hineindachten, ihnen gleichsam Fleisch und Blut aussaugten und das aus ihnen gewonnene wertvolle Gut zum Nutzen der eigenen Sprache anwandten:

„Imitans les meilleurs aucteurs grecz, se transformant en eux, les devorant, et, apres les avoir bien digerez, les convertissant en sang et nourriture, se proposant, chacun selon son naturel et l'argument qu'il vouloit elire, le meilleur aucteur, dont ilz observoint diligemment toutes les plus rares et exquises vertuz, et icelles comme grephes, ainsi que j'ay dict devant, entoint et apliquoint à leur langue“ [129]).

Und es läßt sich auch nur die allernationalste Absicht erkennen, wenn Ronsard das sorgfältige Studium des Griechischen, Lateinischen, Italienischen und Spanischen empfiehlt, nur um sich nachher wieder in sein eigenes Reich zurückzuziehen und in der Muttersprache das Gelernte anzuwenden:

„Je te conseille d'apprendre diligemment la langue greque et latine, voire italienne et espagnole; puis quand tu les scauras parfaitement te retirer en ton enseigne comme un bon soldat et composer en ta langue maternelle“ [130]).

In diesem Zusammenhang gesehen, bedeutet die Theorie der Imitation nicht mehr nur eine bloße Nachahmung, sondern in ihr deutet sich schon das eigentliche Ziel der gesamten Methode an, die nur nachahmt, um abzulernen, um eines Tages frei von dem Vorbild zu sein, um selbst etwas schaffen zu können, ja um schließlich den Meister zu überflügeln. So folgt dem Begriff des „Imiter“ der des „Surpasser“, wie ihn schon Jean Lemaire in seiner Auseinandersetzung mit den Italienern [131]) vorausahnt und Pasquier ihn zur Verteidigung der französischen Dichter gegenüber den klassischen Autoren der Griechen und Römer anführt, indem er behauptet, daß ein Ronsard in der Nachahmung der Alten Besseres schaffe, als es die Vorbilder selbst seien, ja daß diese sogar erst zur eigentlichen Verherrlichung gelangten durch die Nachdichtung [132]). Aber nicht allein durch die patrioti-

129) ebd. I, ch. VII — p. 99 —
130) Ronsard: Oeuvres, éd. Blanchemain III. Préface sur la Franciade — p. 34 —.
131) vgl. 2. Kapitel „Deffence der Muttersprache“: 4. Rivalität mit dem Italienischen.
132) ebd. — p. 33, f. —.

sche Absicht des Bereichernwollens der eigenen Literatur durch die fremde wird die nationale Grundhaltung der Imitatoren gekennzeichnet, sie folgt in ihrer Methode auch einem durchaus französischen Wesenszug, indem sie gerade durch die Aufnahme neuen Gutes aus dem Reichtum anderer Völker ihre eigentliche nationale Eigenart entwickelt [133]).

Gerade durch die Aufnahme geeigneter antiker und fremder Kulturelemente wird die Grundlage für jene französischste Kunst der Klassik geschaffen. Die Doktrin der „Imitation" wird, späterhin vertieft und ausgebaut, die reine klassische Doktrin und an ihrer Entwicklung zeigt sich, daß sie nicht eine Ueberfremdung beabsichtigt, sondern eine dem französischen Wesen arteigene Erscheinungsform ist. An dem klassischen Geist der Antike entfaltet der Franzose seine ihm wesensgemäße Form, indem er diesen Geist nicht in einem nur klassizistischen Nachempfinden feiert, sondern daraus eine Höchstleistung seines gesamten nationalen Schaffens überhaupt macht. Die Theorie der Imitation aber ist die Vorstufe zu jenem „esprit classique", nicht nur durch ihre Einführung des antiken Bildungsgehaltes in das französische Geistesleben, auch durch ihre Lehre von der gepflegten und kultivierten Dichtkunst, die nicht allein aus dem Emotionalen erwachsen kann, sondern auch durch Regelung, Bearbeitung, „Kunst" sich gleichsam an einem rationalistischen Gerüst emporranken muß. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, konnte Brunetière seine Behauptung aussprechen, daß in jener Zeit die Plejade nichts Französischeres tun konnte, als sich in die Schule der Alten zu begeben, um die Literatur Frankreichs an ihnen zu bilden [134]).

B. Reform der Muttersprache durch Regeneration aus den eigenen nationalen Quellen.

Während die Theorie des Neologismus von der Auffassung des gleichen Ursprungs aller Sprachen ausgeht [135]) und somit nationale Unterschiede in der Struktur einer Sprache nicht kennt, beachtet die Gruppe seiner Gegner schon teils bewußt, teils instinktmäßig die Verschiedenheit des Volksgeistes, der auch auf die Sprache wirkt und ihre von den anderen Völkern getrennte Entwicklung bedingt. War es deshalb der Plejade, ihren Vorläufern und Anhängern nur um eine nationale Bereicherung von außen her zu tun, so streben ihre Gegenspieler nun nach einer Reform von innen heraus, aus der eigenen Tradition und den eigenen Quellen des nationalen Seins. Auch sie sind nicht zufrieden mit dem gegenwärtigen Zustand der Muttersprache und verlangen ihre Neugestaltung und -Belebung. Jedoch nicht in erster

133) Rosenbauer: Die poetischen Theorien der Plejade nach Ronsard und Du Bellay. — Erlangen und Leipzig 1895 — Münchner Beiträge zur rom. u. engl. Phil. — Wechssler: op. cit. — p. 134 —.
134) Brunetière: op. cit. — auch Chamard: Du Bellay p. 126.
135) Du Bellay: op. cit. I, ch. I.

Linie legen sie Wert auf die Bereicherung und Neubildung des Wortschatzes, sondern vor allem auf die grammatische Ausgestaltung und Regelung.

> „mettre et ordonner la langue françoise à certaine rêgle de pronuncer et bien parler“ [136]),

das ist die Devise, die den Franzosen in ihrem Streben nach sprachlicher Formschönheit und nach Wohlklang, sowie ihrem nationalistischen Sinn für Ordnung und Regelhaftigkeit entspricht und sie mit Begeisterung an ihr Werk gehen läßt. Allein damit, daß sie ihre Muttersprache lieben und ehren, können sie sich nicht begnügen, sie muß ein klares, übersichtliches Gebäude werden, das der Verstand zergliedert und analysiert und in feste Regeln gießt.

> „Car ce n'est pas tout de louer et d'aimer une des plus belles et gracieuses de toutes les langues humaines, il faut codifier régler, organiser, fixer“ [137]).

1. Die grammatische Ausgestaltung der Muttersprache.

Diese feste Form finden sie für die Sprache in der Grammatik, wobei sie freilich nicht daran vorbei können, völlig nach lateinischem Muster und Beispiel vorgehen zu müssen. Es ist aber im Unterschied zu den Neologisten das Verdienst der nachfolgenden Grammatiker, daß sie versucht haben, den von dem lateinischen Schema überdeckten nationalen, in diesem Falle gallischen Fonds aufzuspüren. So beginnt Pierre Ramus mit seiner „Grammaire gaulloyse, ou francoyse, anciennement célébrée par nos Druides“ [138]), und betont immer wieder, daß, wenn die einzelnen Wörter auch aus anderen Sprachen, der romanischen oder fränkischen gekommen seien, die eigentliche Grammatik noch gallisch geblieben sei, alles, was die Fremden nach Gallien gebracht hätten, Zahl und Fall des Nomens, Konjugation der Verben, Wortendungen und syntaktische Satzkonstruktionen, alles sei auf gallische Eigenart umgeprägt worden:

> „Combien que les Romains et les François (hier: Franken) nous ayent innové une infinité de parolles et de façons de parler, de manière que nostre langaige soit appellé tantost roman-tantost françois, toutesfois la Grammaire Gaulloyse nous est demeurée es nombres et cas des noms: es personnes et conjugaisons des verbes: en toute terminaison de chacun mot: au bastiment et structure de loraison: et quelque espece que les estrangers ayent apportée en la Gaulle, les Gaulloys lont habillée à la gaulloyse“ [139]).

136) Tory: op. cit., p. IV.
137) ebd. p. — XXIV —.
138) Charles Waddington: Ramus. Paris 1855.
139) Grammaire de Pierre de la Ramée, lecteur du Roy en l'Université de Paris. cit. bei Livet: op. cit. — p. 183 —.

Bei einer gründlichen Untersuchung der einzelnen Laute auf ihren Ursprung hin betont er die Verschiedenheit einiger vom Lateinischen und Griechischen und legt voller Stolz ihre rein französische Herkunft dar. So z. B. führt er die französischen Diphthonge au in aultre und aultel oder ou in outre an, die allein die Franzosen gegenüber dem Lateinischen, Italienischen, Englischen und Deutschen hätten, und es liegt ihm daran, diese Partikularität auch zu wahren, indem er ein besonderes Schriftzeichen dafür eingeführt haben möchte wie 8 tre = outre[140]).

Auch die typisch französischen Tiphthonge wie eau in beau, eois in bourgeois, ieu in Dieu, oeu in coeur, oe in doeil führt er an, zu denen Sébillet noch die Laute ea in songea, eo in George, ei in soleil ergänzend hinzufügt und Pasquier nicht zuletzt das französische ü für u als rein gallischer Herkunft nennt[141]). Neben der Verschiedenheit der einzelnen Laute erkennen diese Männer auch eine nationale Eigenart in Worten und Ausdrücken, und mit besonderer Liebe nennt Ramus diese Franzismen und Gallizismen, die er als Schmuck für die Sprache empfindet. Ausdrücke wie „c'est moy, c'est nous" (Anomalie der Person) oder „il est dix heures" (Anomalie des Numerus) erscheinen ihm wie Perlen, die er in die Sprache hineingestreut findet und die es um jeden Preis zu erhalten gilt. Wenn einer der gelehrten Grammatiker diesen Schmuck wirklich der Muttersprache rauben wollte, so hieße das, sich in offenen Kampf gegen ganz Frankreich stellen:

> „Et si quelque Grammairien vouloit dépouiller nostre langue de tels ornemens, ce seroit comme desgainer l'espée luy seul à l'encontre de toute la France"[142]).

In derselben Weise geht Pasquier auf den nationalen Grund zurück und versucht, den gallischen Ursprung einzelner Wörter nachzuweisen. So glaubt er das Wort „soldat" deshalb aus einem gallischen Stamm gebildet, weil Cäsar von den Kriegleuten der Gallier sagt: „quos Galli soldurios vocant". Daraus schließt er, daß die Gallier dieses Wort schon vor der römischen Eroberung kannten und gebrauchten. Wäre es direkt von den Römern entlehnt, so, meint er, müßte es im Französischen auch in seiner ursprünglichen lateinischen Bedeutung für Geld und alle Arten von Zahlungsmitteln gebraucht werden, was jedoch nicht der Fall sei[143]). Ebenso hält er das Wort „gras" nicht von dem lateinischen crassus abgeleitet, sondern nach dem Zeugnis Suetons, der für den Ausdruck homo crassus das gallische Wort „galba" anführt, für ein von dem Lateinischen unabhängig aus dem Gallischen stammendes Element. Derselbe Sueton nennt auch für das lateinische rostrum den Ausdruck „beccus", welcher von den Galliern ge-

140) ebd. — p. 213 —.
141) Pasquier: op. cit. Recherches l. VIII, ch, I. — p. 755 —.
142) bei Livet: op. cit. — p. 251 —.
143) Pasquier: op. cit. Recherches l. VIII, ch, II. — p. 757 —.

braucht werde, und somit scheint der gallishe Ursprung des französischen Wortes „bec“ sichergestellt. Zahlreiche andere lateinische Schriftsteller führt Pasquier in derselben Form an, um durch ihr Zeugnis die nationale Abstammung vieler französischer Worte zu beweisen, so die des Wortes „lieue“, von dem gesagt ist: „Galli metiebantur spatia itinerum per leucas“ [144]), oder die Herkunft des Wortes „Galloches“ von dem Ausdruck „Gallicae“ für Schuhe, die die Römer bei Regen überstreiften, oder der Stamm „dun“, welcher in Städtenamen wie Lugdunum, Verodunum, Melodunum auftaucht und aus dem Gallischen in der Bedeutung für Berg geholt ist, und viele Beispiele mehr, welche alle den Franzosen wieder die Augen öffnen sollen für die nationalen Eigenwerte ihrer Sprache, die von den latinisierenden und italianisierenden Zeitgenossen außer acht gelassen werden.

2. Die Reinigung der Muttersprache von Italianismen.

Deshalb richten sich jene nationalen Gramatiker, die die Sprache aus eigenen Quellen reorganisieren wollen, gleichzeitig auch gegen die Methode der Neologisten. Ihre Aufbauarbeit ist in erster Linie eine Antithese und eine Negierung der entgegengesetzten Richtung, der „escumeurs du latin“, der „dechiqueteurs de langage“, der „précieux“, der „jargonneurs“ und „forgeurs de mots nouveaux“ [145]). Sie alle gilt es von ihrem Unrecht zu überzeugen, und so versucht Tory ihnen klar zu machen, daß, wenn sie schon nicht der Muttersprache die ihr zukommende Ehre erzeigen wollten, sie diese doch wenigstens nicht derartig verderben möchten:

> „Mais je vouldrais qu'il pleust à Dieu me donner la grace que je peusse faire par mes parolles et requestes, que je peusse persuader a daulcuns, que silz ne vouloient faire honneur a nostre langage Françoise au moings quilz ne la corrumpissent point“ [146]),

Er zeigt Beispiele der monstruösen Verschandelung der französischen Sprache durch jene „Innovateurs“ und fragt voller Spott, ob die Schöpfer solcher Worte sich nicht über sich selbst lustig machen:

> „Quand Escumeurs de Latin disent:
>
> „Despumon la verbocination latiale, et transfreton la Sequane au dilicule et crepuscule, puis deambulon par les quadrivies et platées de Lutèce et comme versimiles amorabonde capton la benivolence de l'omnigène et omniforme sexe feminin,“
>
> me semble quilz ne so mocquent seullement de leurs semblables, mais de leur mesme Personne“ [147]),

144) ebd. — p. 758 —.
145) Tory: op. cit.
146) und 147) ebd. — p. XII —.

Gegen diese selben „Escumeurs de Latin" zieht Henri Estienne in seinen „Deux Dialogues du nouveau langage Francois italianizé" zu Felde und geißelt aufs Schärfste die „asnerie" der Zeitgenossen, die ihre schöne natürliche Sprache mißachten und sich mit neuen Worten brüsten wollen, ohne zu wissen, wie lächerlich sie dadurch wirken:

„A vous courtisans je n'en veux,
qui n'estes du nombre de ceux
qui rompent la foy et hommage
a leur beaux naturel langage:

Qui vous moquez d'un tas de veaux
voulans piafer en mots nouveaux
en laissant les vieux en arriere
trop meilleurs en toute maniere.

„Leurs bonnes drogues vont changer
a celles la d'un estranger:
Et puis corrompt leur asnerie
ceste nouvelle droguerie.

„Si on les veut bien escouter,
on oit par leurs bouches trotter
des qui pro quo qu'on ne peut dire
sans s'estouffer du tout à rire" [148]),

Er verspottet die Narren, die wie Papageie den Italienern alle Worte nachplappern und sie schön finden, wenn sie nur neu sind:

„Ceste façon de mots leur semble belle,
Tant seulement pource qu'elle est nouvelle . . ."[149]).

Und gerade diese Sucht nach Neuem erkennt er als Nationalübel der Franzosen, das diesen von jeher eigen war und zum Vorwurf gemacht wurde:

„Car de tout temps désir de nouveauté
a nos François reproché a esté" [150]).

Wie Tory zeigt auch Henri Estienne die Verunstaltung, die die Muttersprache durch Neubildungen aus griechischen, lateinischen und italienischen Wortelementen erfährt. Es ist besonders der von den italienischen Höflingen gesprochene Jargon Italogallique, oder Gallicoitalique, an dem er Kritik übt. Er widerlegt schlagkräftig den Neologismus, indem er darauf aufmerksam macht, daß die neu geprägten Worte zum großen Teil rein italienisch sind, nur einen französischen Anstrich haben und eine französische Livree tragen, und somit von einem im Kern unnationalen Geist geschaffen sind:

„Mais pourquoi dites-vous François desguisé? il faudroit plustost dire Italien desguisé: puisque ce sont mots Italiens, qui portent l'accoustre-

148) Henri Estienne: Deux Dialogues . . . „Condoleance aux courtisans, amateurs du nayf langage françois". — pag. 5, f. —
149) ebd.: Epistre de Celtophile aux Ausoniens — p. 19 —.

ment François: sinon que vouliez dire qu'aucuns portent seulement la livrée Françoise" [151]).

Wörter wie bastance, manquement, leggiadrement, une fogge nouvelle, à l'improviste la première volte, grosse intrade, oder aus dem Lateinischen und Italienischen übernommene Komparationsendungen wie in grandissime, die bei den Höflingen so beliebt sind, verletzen sein nationales Sprachempfinden aufs Tiefste [152]).

Und nicht nur neue, dem Italienischen nachgebildete Wörter werden in dieser Höflingssprache angewandt, sondern auch rein französischen wird eine ganz neue Bedeutung verliehen, dieselbe, die ihre stammverwandten, entsprechend klingenden italienischen Wörter haben. Nach dieser Bedeutungsanalogie wird französisch amasser nach ital. amazzare für tuer gebraucht; une belle cher d'homme nach ital. chiera für face, visage; piller für prendre; lever für oster in Zusammensetzungen wie lever l'honneur et la vie. lever la douleur [153]). Oder die französische Aussprache einzelner Worte wird in eine italienische umgewandelt, wie es sich besonders bei den Ausdrücken aus dem Kriegshandwerk zeigt. Diese italianisierte Kriegersprache, so meint Henri Estienne, sei von den Soldaten aus den italienischen Feldzügen mitgebracht worden und würde angewandt, damit diese in der Heimat beweisen könnten, daß sie den Krieg mitgemacht hätten und jenseits der Alpen gewesen seien [154]). Nun heißt es also nicht mehr chevalier und chevalerie, sondern cavalier und cavallerie, nicht mehr attacher, sondern nach ital. attacar attaquer. Allenthalben bricht diese Ueberfremdung durch und fordert den Widerspruch der Patrioten wie Henri Estienne und seiner Gesinnungsgenossen heraus. Auch Estienne Pasquier klagt über die italianisierte Sprache und nennt es ein Unglück, daß man nicht mehr in der Muttersprache die Dinge ausdrücken könnte, in denen man den Ausländern so weit überlegen sei, sondern gerade für das Kriegshandwerk, für Belagerungs- und Befestigungsgegenstände Bezeichnungen von den besiegten Italienern übernommen habe, daß man das französische Fußvolk nicht mehr pietons, aventuriers nennen könne, sondern infanterie, daß es nicht mehr bataillon heiße, sondern escadron, nicht mehr chevalerie, sondern cavallerie [155])

Auch über die Fremdwörter-gespickte Sprache des täglichen Lebens mit ihrer Vermengung von französischen und italienischen Ausdrücken spottet er in derselben Weise, wie es schon Tory oder Rabelais getan haben [156]), indem

150) und 151) ebd. — p. 18 —.
152) Henri Estienne: Traité de la Conformité du langage français avec le Grec. cit. bei Bonneau: Deux Dialogeues ... Avertissement, p. IX —
153) ders.: Précellence — p. 109, f. —.
154) ebd.: 292 — vgl. auch p. 239 und 264 —.
155) Pasquier: op. cit. Recherches VII, ch. II, — p. 764 —.
156) vgl. Tory — dieselbe Stelle wird von Rabelais als Verspottung der italianisierten Sprache zitiert bei der Begegnung Pantagruels mit dem „escholier limosin" — Pantagruel, ch. VI. vgl. Jean Plattard: Vie de François Rabelais, Paris Bruxelles 1928 — p. 109, ff. —.

er jenen „Italianizants" selbst die Lächerlichkeit ihrer Sprache in Beispielen zeigt:

„Il me souvient d'un quidam, lequel demandant sa Berette, pour son Bonnet, et se courrouçant a son varlet qu'il ne luy apportoit, le varlet se sceut fort bien excuser, luy disant qu'il estimoit qu'il commandast quelque chose à sa chambrière Perrette. — Et l'autre au lieu du Bonjour Francois, faisant un mal façonné Buon giorno à un sien voisin, à peine eschapa-il de venir aux mains pour ceste sotte courtoisie d'autant que l'autre pensoit qu'il l'eust appellé Bougeronne . . .[157])

3. Die Neugestaltung der Muttersprache aus dem nationalen Fonds.

Alle diese wahrhaft national fühlenden Männer sind zutiefst empört über die in solcher Weise verzerrte und mißbrauchte Muttersprache und wollen im Gegensatz zu den „Italianisants", die glauben, ohne fremde Hilfe könne die Sprache nicht verbessert und bereichert werden, nun beweisen, daß diese wertvolle Auffrischung und Neubelebung in ihr selbst zu finden sei und ohne ausländischen Einfluß vor sich gehen könne. In diesem Sinne wendet sich Henri Estienne an alle noch vernünftig denkenden und national empfindenden Höflinge und ruft sie in eine geschlossene Front zusammen, jene Höflinge, denen noch die Ehre ihrer Muttersprache heilig ist, die ihr noch eine wahrhafte Liebe entgegen bringen und aufrichtig ihre neue Blüte wünschen, ohne dabei mit fremdem Gut sie zu schmücken:

„A vous courtisans je n'en veux
ausquels l'honneur est pretieux
de vostre langue maternelle,
et luy portez amour fidele."

„A vous courtisans je n'en veux
desquels sont les principaux voeux
qu'un jour la langue soit remise
qu'avez en la jeunesse apprise:

„Que tout son bien et ornement
soit remis sus entierement:
Et qu'on ne vous donne à entendre
que du bien d'autruy luy fout prendre" [158])

a) aus den Dialekten.

Es gilt nun zu zeigen, welchen Reichtum die Sprache selbst in sich birgt, aus dem geschöpft werden kann, ohne andere Mittel zu Hilfe nehmen zu müssen. Hier ist es zunächst ein Element, das auch von den Neologisten

157) Pasquier: op. cit. Lettres II, 12 —.
158) s. Anm. 149) — p. 6 —.

als einziges nationales nicht außer acht gelassen worden ist, indem auch sie sich eifrig für die Aufnahme sprachlichen Gutes aus den Dialekten einsetzen. So empfiehlt Peletier reichlich Dialektwörter zu gebrauchen, die ja alle französisch seien, weil aus dem Lande des Königs[159]). Ronsard wendet ebenso wie Des Periers zahlreiche Dialektismen in seinen dichterischen Werken an[160]) und betont, daß man nicht fragen sollte, ob diese Ausdrücke aus dem Gasconischen, Poitevinischen, Normannischen oder anderen Ländern kämen, wenn sie nur gut seien und das treffend bezeichneten, was man damit sagen wolle:[161])

Hierin also geht auch Henri Estienne mit seinen Gegnern gemeinsame Wege, wodurch er beweist, daß sein Kampf gegen sie wirklich nur aus patriotischen Gründen resultiert. Es handelt sich bei ihm nicht um eine prinzipielle Ablehnung jeglicher Art des Neologismus, sondern vor allem der Neubildung von Worten mit Hilfe fremder Sprachen; sobald nationale Bestandteile hinzugezogen werden, empfindet er sprachliche Neuschöpfungen sogar als begrüßenswerte Bereicherung.

Es liegt ganz besonders im Zuge dieser Zeit der überspitzten und affektierten höfischen Kultur, daß eine gesunde und naive Reaktion ihre Stimme erhebt und die Hinwendung zu volkstümlichen, provinziellen Elementen fordert. Gerade die Provinz ist es jetzt, die dem noch wahrhaft national empfindenden Franzosen Stütze und Halt bietet. Nicht mehr wie in der vergangenen Epoche sind die wahren Patrioten nur in den höfischen Kreisen zu finden, die bedingungslos zu dem nationalen Königtum stehen gegen die dezentralistischen Tendenzen der einzelnen Provinzen. Jetzt ist die Bodenständigkeit der Provinz das vaterlandstreue Element gegenüber dem ausländerfreundlichen Hof, und auch in sprachlicher Beziehung sind hier noch die eigentlichen nationalen Bestandteile viel konservativer bewahrt als in der modischen, überfremdeten Höflingssprache. Jetzt erst begreifen die Gelehrten, daß man auch die Dialekte zum Französischen zählen müsse und sie sogar in die Schriftsprache einbauen könne, nachdem sie im Mittelalter in strenger Abgesondertheit von dem vorherrschenden Franzischen gehalten wurden. Gerade die Dialekte, sagt Henri Estienne, seien der eigentliche Reichtum der Sprache, ein Zeichen für ihren Luxus und ihre Wohlhabenheit[162]). Er vergleicht sie mit den Landhäusern eines reichen Mannes, der in der Stadt ein prunkvolles, wohlausgestattetes Haus habe, gleichzeitig aber auch noch in allen Teilen des Vaterlandes schöne Landsitze sein eigen nenne, wo er sich in anderer, frischer Luft erholen könne[163]). Wenn auch die Sitten im Lande nicht so verweichlicht und

159) cit. b. Brunot: Hist. de la langue fr. — p. 176 —.
160) Bonaventure Des Periers: Oeuvres éd. Lacour Paris, Jannet 1856 — t. I, 9. (Poème de Vendanges). —
161) Ronsard: Abrégé de l'Art poétique, ed. Blanchemain VII — p. 321 —.
162) Henri Estienne: Précellence ... — p. 178 —.
163) ebd. — p. 167 —.

verfeinert wie die der Höflinge seien und die Sprache deshalb derber, ungezierter und weniger abgeschliffen in der Aussprache, so sei sie doch frei von jener verhaßten „escorcherie", wie sie der Italianismus pflege, sie sei gesund und natürlich und „de bonne race":

„Si quelques mots les paysans
n'ont si doux que vous courtisans,
au moins c'est sans coquinerie,
sans une telle escorcherie.
Si en ce langage rural
les mots sont prononcez fort mal
mots sont pourtant de bonne race
suyvans des vieux François la trace." [164])

Viele solcher in den einzelnen Provinzen gebräuchlichen Wörter könnten der Umgangssprache mitgeteilt werden und ihr immer neue Bezeichungen für die Dinge bieten, so soleiller für se pourmener au soleil, clocher für sonner une cloche, toscin aus dem gaskonischen toquesing für cloche, das pikardische caboche für tête und davon cabochard für têtu, gargathe für gorge, compain für campagnon, oder atre für foyer und laudier für chenet und viele andere mehr [165]).

Nicht nur die Sprache von Paris sei die allein maßgebende, meint auch Godard in seiner „Fontaine de Gentilly". Aus allen französischen Dialekten solle etwas genommen werden, genau so wie auf einer einzigen Wiese nicht Blumen von jeder Farbe bunt durcheinander gesät seien, die Insekten aber aus allen Blumen ihren Honig bereiten:

„De mots Parisiens n'use pas seulement
Mais de chaque François prend generalement
Les plus beaux et meilleurs: tu ne feras que sage
De les prendre et trier pour mettre à ton usage.
Tout pré n'est peinturé de toutes les couleurs:
Les mouches font le miel de toutes les fleurs" [166]).

Auch Pasquier ist der Ansicht, daß nicht an einem einzigen Ort des Landes die gute und vorbildliche Sprache zu finden sei, sondern daß man ähnlich wie die Biene, die von Blume zu Blume flattere und sich aus allen etwas hole, um ihren Honig zu machen, in alle französischen Mundarten gehen solle und auch aus ihren Bestandteilen eine wertvolle Muttersprache schaffen möge:

„Je suis d'avis que ceste pureté n'est restrainte en un certain lieu ou pais, ains esparse par toute la France; non que je vueille dire qu'au langage Picard, Normand, Gascon, Provencal, Poitevin, Angevin, ou

164) ders.: Deux Dialogues p. 15 — Remonstrances à ces autres courtisans.
165) ders.: Précellence ... p. 174, ff.
166) J. Godard: La Fontaine de Gentilly, Paris, Est. Prevosteau 1595. cit. b. Brunot: Hist. de la langue fr. — p. 177 —.

tels autres sejourne la pureté, la pureté dont nous discourons. Mais tout ainsi que l'Abeille volette sur unes et autres fleurs, dont elle forme son miel, aussi veux je que ceux qui auront quelque asseurance de leur esprit, se donnent loy de fureter par toutes les autres langues de nostre France, et rapportent à nostre vulgaire tout ce qu'ils trouveront digne d'y estre approprié" [167]).

b) aus dem Altfranzösischen.

Neben dem mundartlichen Elementen ist es aber auch noch das Altfranzösische, das dem Neuaufbau der Sprache mit rein nationalen Mitteln dienen kann. Wie jener reiche Mann, um wieder auf Henri Estienne und sein Beispiel zurückzukommen, neben seinen Landhäusern auch noch ein Schloß seiner Ahnen besitzt, daß er, obwohl es alt und unmodern ist, dennoch bewohnt, weil es so viele Schönheiten und Kostbarkeiten in sich birgt, so ist auch aus der alten Sprache mancher Wert zu schöpfen:

„Comme donc j'ay comparé-là nos dialectes aux maisons qu'un homme fort riche ha aux champs desquelles il fait comte, encore qu'elles ne soyent si bien basties ne meubleés que celles de la ville: ainsi maintenant je diray que le vieil langage n'est pas du tout mesprisé par celuy que nous avons, mais luy est comme seroit à ce riche homme, outre tous les autres biens, un grand chasteau qui auroit esté de ses ancestres et auquel trouvant quelques beaux membres, encore que le bastiment fust à la façon ancienne, il ne le voudroit laisser du tout deshabité. Car il me semble que je puis accomparer tant de Rommans anciens qu'ha nostre langage, à un tel chasteau: et les beaux vocables et beaux traits que nous y trouvons aux beaux membres qu'on trouve en cest edifice-encore qu'il soit à la façon antique" [168]).

In den alten Romanen müsse man blättern, um dort manches schöne Wort zu finden, das unseligerweise so lange Zeit für den Gebrauch verloren gegangen sei. Unter vorsichtiger Auswahl könne man eine Reihe dieser alten Worte wieder in die moderne Sprache aufnehmen und nicht, anstatt sich der Mühe des Suchens zu unterziehen, einfach von den Nachbarn alles zu holen, was man bei ihnen finden könnte:

„Pourquoi ne pas feuilletter nos romans, et desrouiller force beaux mots, tant simples, que composez, qui ont pris la rouille pour avoir si long temps hors d'usage? Non pas pour se servir de tous sans discrétion, mais de ceux pour le moins qui seroient le plus conformes à l'usage d'aujourd'huy. Mais il nous en prend comme aux mauvais mesnagers, qui pour avoir plus tost faict, empruntent de leur voisins ce

167) Pasquier: op. cit. Lettres, II, 12.
168) Henri Estienne: Précellence ... p. 184 —.

qu'ils trouveroient chez eux, s'ils vouloient prendre la peine de chercher" [169]).

Und viel besser sind diese alten Worte als alle von den „Italianizants" creïerten. Bringt nicht die Wendung „il luy fit le sang rayer par la boucher et par le nez" das Gesagte viel bildhafter und anschaulicher zum Ausdruck, als das neuzeitliche couler? Sind nicht Worte wie ombroyer, fabloyer, enflescher, enjoncher, enherber, archoyer, rondonner, abourdeler eine Bereicherung und Ausschmückung der Sprache? [170]) Tory schon hat die Schönheit und Ausdruckskraft der alten Worte gepriesen und Redewendungen wie assembler à son ennemy für commencer à combattre, sonner des Gresles à l'assault für sonner des trompettes, estre affesse für ne vous deuille für faire grand vent zur Nachahmung empfohlen [171]). Und auch Pasquier greift auf die in Vergessenheit geratenen Ausdrücke wie barat, guille, lozange zurück, die er viel schöner findet als die nach lateinischem Muster eingeführten fremden Wortbildungen dol, fraude, circonvention [172]). Dies archaisierende Methode kennt übrigens auch die plejadische Richtung ebenso wie die Bereicherung der Sprache durch mundartliche Elemente und will, wie es Du Bellay im Kapitel seiner „Deffence et Illustration" erwähnt, auch altfranzösische Worte neben den fremden in den Sprachgebrauch aufgenommen und wie kostbare, seltene Steine in die Dichtung eingestreut haben, Worte aus den alten Romanen, wie ajourner für faire jour, annuyter für faire nuyt, assener für frapper, isnel für leger und andere, die lange Zeit vernachlässigt wurden:

„Quand au reste use de mots purement françois, non toutefois trop communs, non point aussi trop inusitéz, si tu ne voulois quelquesfois usurper, et quasi comme enchasser ainsi qu'une pierre precieuse et rare, quelques motz antiques en ton poëme . . .

Pour ce faire, te faudroit voir tous ces vieux romans et poëtes françois, ou tu trouverras un ajourner pour faire jour, annuyter pour faire nuyt, assener pour frapper ou on visoit, et proprement d'un coup de main, isnel pour leger, et mil' autres bons motz, que nous avons perduz par nostre negligence" [173]).

4. Theorie der Dichtkunst.

Finden sich hier also einige Berührungspunkte der gegnerischen Parteien, so drückt sich in der Theorie der nationalen Dichtkunst doch wieder ein Gegensatz zu der Plejade aus. Nicht die von dieser geschaffene

169) wie Anm. 152). Avertissement, p. IX.
170) ders. — Précellence .... p. 187 —.
171) Tory: op. cit.
172) Pasquier: Recherches, VIII, ch. II — p. 762 —.
173) Du Bellay: Deffence et Illustration II, ch. VI, — p. 256, ff. —.

Methode der „Imitation" analog zu der Aufnahme fremder Elemente bei der Bereicherung des Idioms, wird als im nationalen Sinne vollwertig und zuverlässig angesehen, sondern auch hier wird eine Sonderentwicklung auf eigener Grundlage ohne fremde Hilfe, nur durch die „Invention" gefordert.

„Le poète naist" [174]), damit ist diese Haltung charakterisiert: Es bedeutet, daß Kunst nicht mühsam erlernt und anerzogen werden könne, sondern angeboren sein müsse, das Geniale müsse in dem schaffenden Menschen selbst liegen und nicht von außen her an ihn herangetragen werden. Sébillet, der das Wort von dem Dichter, der geboren werden müsse, und von dem Redner, der sich im Gegensatz dazu bilden könne, geprägt hat, ist der ebenbürtige Antipode der Plejade, der ihrer Theorie der „Imitation" gegenüber seine Methode der „Invention" verteidigt. Um wirklich Anspruch darauf zu machen, Dichter genannt zu werden, genüge es nicht, in allen Regeln der Dichtkunst und Rhetorik unterrichtet zu sein und das Silben- und Versmaß genau zu treffen, das alles wäre nur ein leerer Klang von Worten, wenn der gediegene geistige Gehalt fehlte, wie ein Blatt Papier, das leicht nur übertüncht wäre und dessen Farben ebenso schnell wieder verblaßten und verwischt würden; die wahre Dichtung brauche als inneren Kern die Inspiration, die göttliche Eingebung, wie es Horaz ausdrücke:

> „Supposé donc que celuy qui se veut excercer en la Poésie françoise, soit autrement bien versé et entendu en toutes les parties de Rhétorique, il doit toutesfois estre plus expert en l'invention, comme celle qu'il ha particulièrement plus commune avec l'orateur: et de laquelle résulte toute l'élégance de son poëme. Car aussy peu profite le vide son des vocables, soubz lesquelz il n'y a rien de solide incention, comme le papier lavé de couleurs que légère mouilleure légèrement efface. Pour cela disoit Horace n'estre pas assez que le vers ayt ses nombres et syllabes pour faire nommer son auteur poète; mais faut disoit-il qu'il ayt entendement et esprit divin pour mériter l'honneur de ce nom" [175]).

Der Leitsatz „le Poète naist" bedeutet in der Anerkennung der natürlichen und angeborenen schöpferischen Veranlagung auch gleichzeitig die Anerkennung der nationalen Grundkräfte im Wesen des Dichters, indem das Genie nicht nur seinen Anlagen, sondern auch dem Boden verhaftet ist, dem es von Geburt aus entstammt. Es empfindet seine nationale Sonderart und will bewußt in seinem Schaffen die seinem Volk arteigene Form wahren und sich von der anderer Völker abseits halten. Aus eigenem Impuls soll der französische Dichter wirken, ohne von Griechen und Römern oder Italienern abhängig zu sein:

„être original en s'affranchissant des anciens et des Italiens" [176]).

---

174) wie Anm. 120).
175) Sébillet: op. cit. — p.22 —.
176) und 177) Guillaume des Autels: Réplique aux furieuses deffences de Louis Meigret. b. Chamard: Deff. et Ill. p. 195, n. 2 —.

Mit diesen Worten, mit denen Guillaume Des Autelz für die selbständige nationale Dichtung eintritt, verlagert er den Begriff der „Invention" von dem Gebiet des Individuellen auf das des Völkischen, indem sie nicht mehr als absolute Unabhängigkeit und Originalität des einzelnen aufzufassen ist, sondern gleichsam zu einer „Invention du peuple" erweitert wird und somit eminent nationale Bedeutung hat. Neu und ursprünglich wirken soll der französische Dichter vor allem gegenüber den Ausländern und ohne ihre Hilfe soll er Werke schaffen, wie sie weder Griechen noch Römer und Italiener gekannt haben. Gerade das Beispiel der Griechen ist es, das sich Des Autelz vor Augen hält, und das ihm beweist, wie ein Volk auch aus sich selbst heraus den Aufbruch vollziehen könne, wie es aus seinen eigenen Urgründen schöpfen und die in ihm ganz allein ruhenden Fähigkeiten zur höchsten Blüte und Vollendung führen könne, ohne andere Völker zu imitieren. Warum also sollte den Franzosen nicht dasselbe wie den Griechen möglich sein?

> „Qui l'empeschera (gem. le poète français) de faire sortir de la France chose que ny l'arrogante Grece, ny la curieuse Romme, ny lo studieuse Italie n'avaient encore veu? De qui ont esté imitateurs les Grecs?" [177])

Hier liegt die Erkenntnis des eigentlichen nationalen Kerns aller Dichtkunst, und als folgerichtige Konsequenz dieser Erkenntnis heißt es auch nicht mehr wie in der Theorie der Plejade, daß das Zurückgreifen auf die nationale Tradition keine Bereicherung, sondern eher eine Verarmung und einen in sich selbst zurückführenden Kreislauf der geistigen Kräfte darstelle [178]). Als Richtschnur für das dichterische Schaffen wird gerade die nationale Tradition gefordert, nicht um diese jetzt in einem Epigonentum abklingen zu lassen, sondern um den nationalen Geist in sich selbst den nie versiegenden, immer wieder neu aufbrechenden Quell jenes „esprit divin" finden zu lassen, und ihn auf die ihm wesensgemäßen, historisch bedingten Formen zu beschränken.

Als Verteidiger der Lehren Sébillets rühmt Des Autelz deshalb die Kunst der alten französischen Ballade und sieht keinen Grund, ihr die italienische Sextine vorzuziehen, den chant royal, ebenso wie lays und moralités, die alle den gelehrten Dichtern ein Dorn im Auge seien, von den Vorfahren aber viel höher eingeschätzt wurden als die leere Wortkunst, das Pathos, die „vanité" der griechischen Komödien und Tragödien:

> „Pourquoi est plus à mespriser l'elaboree Ballade françoise que la superstitieuse Sextine Italienne?
>
> . . . le Chant royal, ce poème méprisé à des doctes gens, mais si chers à nos pères, qui en leurs jeux n'ont voulu suivre la vanité gregoise des comedies et tragedies" [179]).

178) Du Bellay: Deff. et. Illustr. p. 76 —.
179) Henri Chamard: Joachim Du Bellay.

Rondeau, ballade, chant royal sind auch die Formen, die Pasquier für die nationale Dichtung fordert und die er an die Stelle des von den Zeitgenossen so viel nachgeahmten antiken Versmaßes gesetzt wissen will. Zwar bewundert er die Poesie der Römer, aber er lehnt die Nachahmung ihres Versmaßes in seiner Sprache ab, weil es ein ihrer Art völlig fremdes und unorganisches sei, das ihm stockend und holperig erscheint gegenüber dem leicht und gefällig dahingleitenden Rhythmus der französischen Verse:

„Leurs vers si ainsi me permettez de le dire, marchent et vont avec leurs pieds et les nôtres glissent et coulent doucement sans pieds“ [180]).

Voller Stolz blickt er aber auch zurück auf die Leistungen, die die nationale Literatur in der großen Vergangenheit gezeitigt hat, und will diese nicht nur in ihrer äußeren Form, sondern auch ihren Geist nachgeahmt haben. Besonders die provenzalische Poesie ist es, die seine Bewunderung auslöst, und die großen nationalen Dichter wie Thibault de Champagne Jean Lemaire, Jean de Meung, weiß er nicht genug zu rühmen. Ja noch viel weiter zurück auf das Alexanderlied greift Tory, auf Chrestien de Troyes, Hugon de Mery und den Chronisten Frere Rene de Masse, von denen er sagt, daß sie es alle mit den Römern und Griechen aufnehmen könnten, und Männer wie Alain Chartier, George Chastelain, nicht hinter Dante, Homer und Virgil zurückstünden [181]). Aus seiner Haltung spricht derselbe Ehrgeiz, dasselbe Wetteifern mit den anderen Nationen, selbst mit der Antike, wie bei allen anderen Franzosen seiner Zeit, und wenn er deshalb das antike Wort: „Cedite Romani scriptores, cedite Graji, nescio quid maius nascitur Iliade“ umdeutet in: „Arrière, arrière autheurs Grecs et Latins — de René Masse naist chose plus belle et grande que l'Iliade“, so spricht daraus wieder der Gedanke des „Surpasser“ [182]), in dem sich schließlich die Intentionen aller Theorien, selbst der scheinbar einander entgegengesetzten und feindlich gegenüberstehenden vereinigen. Aus dem wechselseitigen Kräftespiel der beiden Richtungen, die sowohl fremdes Gut, wie auch nationale Tradition in den Dienst ihres neuen Kunstschaffens und ihrer Spracherneuerung stellen, entsteht jene Einheit, welche die bis zum heutigen Tage anerkannte Höchstleistung des französischen Geistes in der Klassik bildet.

180) Pasquier: Lettres II, 7, p. 39, 40, 42. Recherches: livre VII, ch. VII.
181) Tory: op. cit.
182) La Bruyère: Les ouvrages de l'esprit. „.... on ne scaurait en écrivant rencontrer le parfait, et s'il se peut, surpasser les anciens que par leur imitation“, cit. b. Chamard: Joachim Du Bellay — p. 126 —.

3. Kapitel:

Das nationale Programm in Kultur und Sitten.

Gleichlaufend mit dem Nationalisierungsprogramm auf dem Gebiet der Sprache und Dichtkunst ist eine solche Haltung auch für das übrige kulturelle Leben aus der zeitgenössischen Literatur herauszulesen. Es äußert sich auch da jener alles durchdringende Patriotismus, der sich in Bezug auf die vaterländische Vergangenheit in einem starken historischen Interesse bekundet, an den Kämpfen und Auseinandersetzungen der Gegenwart jedoch in einer außerordentlich lebhaften politischen Literatur teilnimmt, immer mit dem einen Ziel, nationale Sitte und Kultur gegenüber allen ausländischen Einflüssen durchzusetzen und zu bewahren.

Von der Fülle dieser gesamten historischen und politischen Literatur wird das folgende Kapitel nicht eine eingehende und umfassende Darstellung bieten, sondern auf den Leitgedanken dieser Arbeit beschränkt, nur die Gegenwarts- und Geschichtsauffassung aufzeigen, soweit sie symptomatisch ist für die Gesamthaltung des französischen Renaissancemenschen und soweit sie in Einklang zu setzen ist mit der im Vorangehenden herausgearbeiteten Schau des französischen Wesens.

Die nationale Geschichtsauffassung.

Es sind daher in der reichen historischen Literatur, die zur Verherrlichung des Vaterlandes und des nationalen Königtums durch die Darstellung ihrer ruhmvollen Geschichte entstanden ist, wieder die beiden großen Leitlinien zu erkennen, wie sie sich bereits in dem nationalsprachlichen Programm offenbarten.

1. Nationale Geschichte auf dem Boden der Antike.

Wieder zeigt sich zunächst ein starkes Anlehnen an die Antike, ein genaues Vorgehen nach ihrem Muster und Beispiel, ein Ausnützen ihrer Hilfe, um dadurch schließlich zu einem rein nationalen Werk zu gelangen. Man will das antike Geistesgut auch für sich und seine eigene Nation in Anspruch nehmen und versucht mit allen Mitteln, ein legitimes Anrecht auf diese Besitzergreifung zu konstruieren. Wenn Jean Lemaire in seinen „Illustrations de Gaule et singularitéz de Troies“ die Abstammung der fran-

zösischen Könige von den trojanischen Helden nachweisen will, so ist dies der stärkste Ausdruck dieser gesamten Tendenz. Sein Werk ist angefüllt mit humanistischen, bildungsmäßigen Reminiszenzen, das gesamte abendländische Bildungs- und Geistesgut ist darin enthalten vom Alten Testament bis zu griechischer und römischer Mythologie und Geschichte, um schließlich in der Darstellung des nationalen gallischen und später fränkischen Königtums zu enden. Flüchtig betrachtet, ist hier noch keine Unterscheidung festzustellen von der mittelalterlichen Universalgeschichtsdarstellung, die ebenfalls stets mit Bibel und Antike beginnt, um bis zur Gegenwart durchgeführt zu werden [1]). Dennoch spricht aus dem Werk Jean Lemaires schon in Einzelheiten der Geist des neuen Jahrhunderts, der diese übernommene mittelalterliche Methode in einem ganz anderen Licht erstehen läßt. Die Beschäftigung mit den überkommenen Bildungsgütern soll erstmalig vom Standpunkt des nationalen Nutzens aus sanktioniert werden, indem sie vor allem der Verherrlichung der französischen Nation zu dienen hat. Alles, was alte und neue Historiker französischer und fremder Nationalität niedergelegt haben, soll in diesem Werk zusammengetragen werden zum größeren Ruhm und zur Ehre des französischen Vaterlandes:

> „Quoy que soit, iay cuidé fealement recueillir tout ce que les communs historiens de France et dailleurs, auoint laissé derriere au plus grande honneur de la nation Francoise“ [2]).

Dadurch, daß Frankus, der erste König des keltischen Gallien, als Sohn Hektors von Troja angesehen wird, ist ja die gesamte alte Geschichte nationales Eigentum der Franzosen geworden, indem sie die Vergangenheit ihres Königsgeschlechtes darstellt, und wird also auch nicht mehr um ihrer selbst willen behandelt, sondern vor allem vom Blickpunkt der Kontinuität mit der eigentlichen französischen Geschichte aus. Den Tugenden und Großtaten der alten Helden gilt nur deshalb ein so starkes Interesse, weil sie später als die Eigenschaften ihrer Nachfahren, der fränkischen Könige, wieder erstehen, und so die Kühnheit und Tapferkeit eines Hercules von Lybien und eines Hektor von Troja in Karl dem Großen schließlich wieder verkörpert erscheinen:

> „. . . non seulement par opinion vulgaire et commune renommee, mais par vives raisons et vrayes autoritez, la nation Gallicane et Francoise, tant Orientale comme Occidentale, est de extraction toute pure Herculienne et Troyenne: et que les vertuz et prouesses du grand Hercules de Libye et du trespreux Hector furent representees en la personne de lempereur Charles le grand“ [3]).

Und letzten Endes soll dieser Gedanke von dem trojanischen Erbe auch noch einen aktuellen politischen Sinn haben. Von dem Dichter als Propaganda-

1) vgl. W. Mönch: Italienische Platonrenaissance ....
2) Jean Lemaire: Illustrations et Singularitéz ... éd Stecher, Louvain 1882 — p. 468 —.
3) ebd.

schrift für einen geplanten Kreuzzug gegen die Türken projektiert, soll das Werk Jean Lemaires dem politischen Imperialismus dienen, indem es den berechtigten Anspruch der Franzosen auf das asiatische Stammland ihrer Könige begründet. Hier zeigt sich wiederum Jean Lemaire nicht als der bloße altertumsbegeisterte Humanist, der sich in der Schwärmerei für jene alte und ferne Epoche verliert, noch als mittelalterlicher Historiker, der seine Persönlichkeit und seine Zeit hinter dem dargestellten Stoff zurückdrängt, sondern als der Franzose des 16. Jahrhunderts, der alle Dinge in den Dienst der vaterländienschen Idee stellt.

Von seinem Werk inspiriert, nimmt Pierre Ronsard den Gedanken der trojanischen Abstammung der französischen Könige nochmals auf und schafft seine „Franciade", welche ein den „Illustrations et Singularitez" ebenbürtiges Nationalepos werden soll. Nach dem Vorbild des antiken Epos und mit dessen ganzer Bildungswelt soll ein französisches nationales Kunstwerk entstehen, das gleichsam als die „Aeneis" Frankreichs gelten soll, und dessen Dichter der Vergil Frankreichs genannt werden möchte. Bei ihm schon tritt stärker als bei Jean Lemaire der dichtungsmäßige Charakter seines Werkes hervor; denn während dieser noch an die historische Wahrheit seines Stoffes glaubt und sein Werk auch als Geschichtsdarstellung voll gewürdigt haben will, ist Ronsard von der Realität dieser konstruierten trojanischen Abstammung nicht mehr so fest überzeugt, da seine Generation sich bereits intensiver mit der objektiven Wissenschafts- und vor allem Geschichtsforschung auseinandergesetzt und dieser Legende ihre Glaubhaftigkeit genommen hat[4]). Dennoch behält er sie aber bei und baut auf ihr sein Werk auf, weil er sie zur dichterischen Verherrlichung seines Vaterlandes nicht entbehren kann. In der Synthese von Nationalgefühl mit Studium und Nachahmung der Antike liegt für ihn das Ziel seines gesamten Kunstwollens begründet, und ein Ausdruck dieses Strebens soll im wesentlichen die „Franciade" sein, ohne in erster Linie von ihrer unbedingten historischen Wahrhaftigkeit zu überzeugen.

2. Nationale Geschichte von gallischem Ursprung ausgehend.

Demgegenüber stellt sich die Geschichtsbetrachtung, die historisch exakten Quellen nachzuspüren bestrebt ist und die eine genauere Unterscheidung zu treffen versteht, zwischen die völkerverbindende Universalgeschichte und die rein nationale. Zu ihr bekennen sich diejenigen Gelehrten, die auch schon in ihrem sprachlichen Programm die Reform aus eigenem nationalen Gut durchsetzen wollten und dabei bis auf den gallischen Ursprung zurückgegangen sind. Ihnen ist es in erster Linie darum zu tun,

4) Heinrich Morf: Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance. Straßburg, 1914 — p. 217 —. Walter Mönch: Frankreichs Literatur im XVI. Jahrhdt. Berlin, 1938 — p. 152 —.

eine Geschichte ihres Landes und ihres Volkes allein darzustellen in seiner Eigenentwicklung gegenüber seinen germanischen oder übrigen romanischen Nachbarn. Vor allem neigen sie in ihrer Haltung ganz besonders zu einer Absonderung von Italien als Reaktion auf die von den Italienern immer wieder betonte Ueberlegenheit ihrer Kultur und ihrer ruhmvollen Vergangenheit. Gegenüber dieser Arroganz wollen die Franzosen beweisen, daß auf ihrem eigenen Boden sich eine ebenso reiche Kultur entwickeln konnte, und daß ihre Vorfahren, die alten Gallier, an Heldentum und Ruhmestaten in nichts den anderen Völkern nachstanden. Auf dieses Ziel will Symphorien Champier mit seinem Werk „Tropheum Gallorum" hinwirken, das alle Züge dieser neuen Geschichtsauffassung in sich trägt. Nicht von der allgemeinen, Länder und Völker zusammenfassenden Geschichte nimmt er seinen Ausgangspunkt, sondern von dem engsten Kreis, seinem eigenen Heimatboden und seiner Vaterstadt Lyon, deren Kulturgeschichte darzustellen er unternimmt, um von da aus im weiteren Sinne auf die Geschichte des ganzen Vaterlandes überzugehen. Ganz besonders betont er dabei die Selbständigkeit und Vollwertigkeit der nationalen Kultur aus gallischem Erbe gegenüber der Ueberheblichkeit der Italiener, die sich allein als die Lehrmeister der anderen Völker dünken. Die reiche Literatur zur Verteidigung der alten Gallier auf derselben Linie wie das Werk Champier's führt über Jean Bouchet de Poitiers: „Ancienne et moderne genealogie des roys de France" und Guillaume de Rouillé d'Alencon „Recueil de l'antique précellence de Gaule et des Gauloys" bis zu Claude Fauchet's „Antiquitez gauloises et francoises" und bildet die Grundlage, auf der schließlich Estienne Pasquier seine „Recherches de la France" aufbaut. In ihm findet die Literatur zur Verherrlichung der alten gallischen Vorfahren, ihrer Kultur, Sprache und Poesie ihren Höhepunkt, und an seinem Werke lassen sich die charakteristischen Züge der gesamten Richtung aufzeigen, die in Abwehrstellung zu den Italienern ihr nationales Erbgut verteidigt. Er befaßt sich eingehend mit der Geschichte der Gallier, ihres Ursprungs, ihrer Trennung von den Germanen, und kann die These von der trojanischen Abstammung nicht teilen[5]). Und ebenso widerlegt er die Ansicht verschiedener Landsleute, sowie der modernen Italiener, die glauben, daß diese alten Gallier den Römern unterlegen gewesen sein könnten, sowohl an Tapferkeit und Waffentaten als auch in geistiger Beziehung. „Nichts," so schreibt er in einem Brief an Sébillet, „verdanken wir dem hochmütigen Römer, weder in der Kriegskunst noch in den Wissenschaften."

> „Parce que le jour d'hier je vous vis soustenier à outrance, que les Romains avoient esté superieurs aux Gaulois, en prouesse et vaillantise, et qu'au regard des bonnes lettres nous n'entrions en nulle comparaison avec eux ayant depuis à part moy recueilly mes esprits, j'ay

5) Pasquier: Recherches I, ch. XIV.

pensé de vous en escrire mon advis: non pour une envie que j'ay de vous contredire, mais parce que de votre opinion en est issue une, de plus dangereux effect entre nous, par laquelle nous autres François estimons n'avoir rien de bon que ce que nous avons emprunté de la ville de Rome: et nous estans par ce moyen donnez en proye à l'estranger depuis par succession de temps, quelques sotz et glorieux Italiens se sont voulus affubler de tel honneur par dessus nous, qu'ils semblent par leurs escrits nous reputer comme chiffres: et neantmoins tant s'en faut que nous devions rien à ce superbe Romain, que soit pour le regard des armes, soit que nous tournions nostre esprit aux lettres, il nous en devra de retour" [6]).

Wen er auch nicht umhin kann, die Größe der Römer anzuerkennen, ihre bewunderungswürdigen Kriegstaten und Siege, so betont er doch, daß keine einzige Nation ihnen so viel Trotz und Widerstand geboten hätte wie die alten Gallier [7]).

Er führt die Siege der Gallier in Italien an unter Bellovese, die Verwüstung Roms unter Brennon, wiederholte Einfälle gallischer Stämme in Rom, die die Römer in großen Schrecken versetzten, schließlich die Beherrschung Roms durch die fränkischen Könige, besonders unter Karl dem Großen, und endlich nennt er Karl VIII., der ganz Italien erzittern ließ. Diese unerhörte Tapferkeit, die schon in dem Volk der Gallier ruhte und sich später in dem französischen forterhalten hat, mußten selbst die alten Römer anerkennen, und Julius Cäsar behauptete, sie seien so mutig und kühn, daß sie sich vor nichts fürchteten, als höchstens davor, daß einmal das Himmelsgewölbe auf sie herabstürzen könnte [8]).

Doch nicht allein ihre Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit kann Cäsar rühmen, sondern vor allem auch ihre feinen Sitten und ihre Kultur. Kaum gebraucht er für sie den Ausdruck Barbaren, sondern hebt im Gegenteil ihre gepflegten und kultivierten Sitten neben den rauhen und ungehobelten der germanischen Stämme hervor [9]). Auch die späteren römischen Geschichtsschreiber wie Procop und Agathias, die eine noch gründlichere Kenntnis der germanischen Völker hatten, lobten unter ihnen die Franken als die zivilisiertesten und in den geordnetsten staatlichen Verhältnissen lebend. Aus diesen so gerühmten Volksstämmen, den Galliern und Franken also, besteht das französische Volk, und deshalb empört es Pasquier aufs tiefste, daß die modernen Italiener es wagen, dieses Volk mit dem Namen „barbarisch" zu beschimpfen; während ihre römischen Vorfahren ihm Achtung und Anerkennung zollen mußten:

„Car s'il nous faut passer plus bas, et descendre au temps que les Francois s'impatroniscrent de cette Gaule jusques à nous, je voudrais volontiers scavoir qui esmeut nos nouveaux Autheurs d'Italie, j'entends de-

6), 7) und 8) Pasquier: Lettres t. I; l. XII, — p. 19 —.
9) ders.: Recherches I, ch. 2.

puis trois cens ans en ca, à nous blasonner de tel titre. Premierement si nous considerons nos vieux François lesquels tout frais esmolus passerent de la Germanie en la Gaule, bien qu'ils n'eussent occasion d'estre de telle trempe que leurs successeurs, au moyen des perpetuelles guerres esquelles ils estoient seulement nourris, si est-ce qu'un Procope, et après luy Agathie, qui toucherent presque à leur âge, leur donnent sur toutes autres nations qui passerent d'outre le Rhin, louange de civilité et justice. A laquelle mesmement l'un d'entre eux attribue autant la cause de leurs grandes victoires, comme à leurs propres forces et armes, en quoy toutesfois ils furent de leur temps uniques" [10]).

Nicht den geringsten Grund haben jene Italiener, sich erhaben über das französische Volk zu dünken, das ein so geregeltes einheitliches staatliches Leben besitzt, dessen Königtum seit vielen Jahrhunderten in seiner Erbmonarchie gefestigt ist, während Italien in derselben Zeit noch uneins in tausend kleine Teile zersplittert und zerstückelt war.

„Et si de ces bons vieux peres François il nous plaist venir à la commune police que de main en main nous observons depuis cinq ou six cens ans en ca, je m'asseure que l'on trouvera l'Italie n'estre qu'une chose divisée en partialitéz et discordes, sans aucune asseurance de bon ordre; et au rebours nostre France est reglée par une Monarchie appuyée de si bon conseil, qu'encores qu'il y ait quelques defauts, comme le commun cours de nature n'est jamais sans, toutesfois si voit-on, qu'il faut qu'il y ait une grande conduite, puisque depuis onze ou douze cens ans l'Estat de nos Princes s'est perpetué justques à nous" [11]).

Und wie schon Meigret und Ramus es getan hatten [12]), rühmt Pasquier nun auch die hohe Kultur der alten gallischen Druiden, denen schon alle Zweige der Wissenschaft vertraut waren, ja nach dem Urteil einiger Gelehrten hätte bei ihnen sogar die Theologie und Philosophie, die sie eifrigst ausübten, ihren Ursprung genommen, und selbst die Griechen hätten bei ihnen eine Anleihe gemacht und ihre Buchstaben von ihnen entlehnt:

„Vous advisant, au demeurant, que nostre Gaule ne fut jamais desgarnie de grandes personnages, faisans profession de la cognoissance tant de la Philosophie naturelle que morale. En quoy ils furent tant renommez, que plusieurs anciens estimerent que des Bardes et Druydes, qui manioient et la Theologie et la Philosophie des Gaulois, la Philosophie avoit pris sa premiere source et origine: et les autres, que les Grecs mesmes avoient emprunté d'eux, leurs caracteres" [13]).

Nicht also erst die Römer haben den Galliern Wissenschaft und Gelehrsamkeit mit ihrer Kultur gebracht, sondern seit ihrer grauen Vorzeit her war

10) und 11) ebd. — p. 10 —.
12) vgl. 1. Kap. 2: Begegnung mit Italien — p. 16 — sowie 2. Kap.: Grammatische Ausgestaltung der Muttersprache — p. 82 —.
13) Pasquier: Lettres, t. I, livre XII, — p. 26 —.

sie ihnen schon zu eigen. Dies ist der Leitgedanke, der sich wie ein roter Faden durch die gesamte Geschichtsdarstellung Pasquiers hindurchzieht: Die Abwendung von Italien von der Wurzel aus, indem die nationale Vorgeschichte nicht mehr in dem gemeinromanischen Raum gesehen wird, sondern auf gallischen Grund und Boden verlagert ist.

In diesem Zusammenhang widmet er daher auch eingehende Untersuchungen dem Verhältnis des französischen Staates zu der römischen Kirche im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung und leitet so in die aktuellste politische Literatur seiner Zeit über, in der sich der französische Patriotismus im wesentlichen um die Stellungnahme zu Kirche und Protestantismus bewegt. Seine Geschichtsdarstellung vom Standpunkt des Gallikaners her gesehen, gibt die Deutung für seine Haltung zwischen den beiden Polen von Hugenottentum und katholischer Kirche. Als charakterischen Zug des französischen Katholizismus zeigt er durch die Geschichte hindurch die unbedingte Rechtgläubigkeit, die aller Heresie fernbleibt, sie sogar bekämpft und ausrottet, und durch die die Franzosen das Recht in Anspruch nehmen, sich als die allerchristlichste Nation zu bezeichnen [14]). Sie haben immer die unbedingte Autorität des Römischen Stuhles anerkannt als Spitze der logischen hierarchischen Ordnung des „Gottesstaates" und ihm aus diesen Gründen gehorcht [15]). Bezeichnend jedoch ist die Erklärung, die Pasquier für diese unbedingte Ergebenheit anführt: Nur so lange war sie in der Geschichte vorhanden, als der Papst nicht seine Macht gegen den französischen König richtete. Deshalb nur gab es in der ersten Zeit keinerlei Zwist und Streit zwischen Staat und Kirche — nicht weil die Könige stets dem Willen des Papstes gefügig waren, sondern weil dieser niemals den Interessen der Könige entgegenhandelte, noch seine Autorität ihnen gegenüber mißbrauchte. In dem Augenblick aber, in dem sich diese Interessen überschneiden und miteinander in Konflikt geraten, gibt es für den französischen Patrioten keinen Kompromiß. Eindeutig ist für ihn das Wort des Königs das allein geltende und maßgebende; denn, so meint Pasquier, die französischen Herrscher haben nicht die Religion Roms angenommen, um dadurch abhängig und verpflichtet zu sein, sondern um sie in ihrem e i g e n e n Königreich auszuüben, dort aber sind sie allein der freie und unumschränkte Herr:

„Et neantmoins la verité est que nos Roys, approuvans la Religion de Rome, ne l'allerent de là en avant mandier en cette ville, ains l'exercerent dedans leur Royaume —

. . . Et toutesfois vous ne verrez en toutes nos anciennes histoires, que jamais le Pape interpose son autorité contr'eux" [16]).

14) d e r s.: Recherches, liv. III, v. p. 156 —.
15) e b d.: liv. III, ch. VII, — p. 183 —.
16) und 17) ebd. — p. 191 —.

Das ist der Geist der gallikanischen Kirche und aus ihm heraus entstanden im Verlauf der Geschichte jene „libertés gallicanes", die dem französischen Katholizismus seine besondere Haltung gaben, indem sie provinzielle, nationale Konzilien über die Autorität des Papstes stellten. Fest und unerschütterlich in Glaubenssätzen zu der Einheit der von ihr als einzig wahr anerkannten apostolischen Kirche haltend, in der Ablehnung jedes Schismas und aller Heresien, zeigt Pasquier die Vergangenheit der gallikanischen Kirche; in Sachen der kirchlichen Disziplin und Unterordnung jedoch will sie nicht die Befehle aus Rom entgegennehmen, sondern nur von den Bischöfen des eigenen Volkes, also der nationalen geistigen Obrigkeit allein ergeben sein:

> „La proposition general de nostre Eglise Gallicane fut de reduire toutes ses pensées à l'union de l'Eglise Romaine, la reconnoistre la premiere, symboliser aux articles de la foy, et aux principes generaux, et universels de l'Eglise, avecques elle, comme estant la vraye source et fontaine, dont il les falloit puiser, laquelle n'avoit jamais esté troublée par les damnables et malheureuses heresies de l'Orient. Mais en ce qui despendoit de la diescipline Ecclesiastique nous n'estimions qu'il fallust l'aller mandier à Rome ains que chaque Evesque avoit puissance de l'establir modestement dans son diocese. Et s'il y avoit quelque obscurité qui resultast de ce, ils avoient accoustumé de la resoudre par Concils Nationaux, ou Provinciaux ausquels on me mendioit aucunement l'authorité du sainct Siège, ains des Evesques de Gaule [17]).

Freiheit und Unabhängigkeit, Abkehr von Italien ist die Leitidee, die Pasquier in seiner Geschichtsdarstellung herauszuarbeiten bestrebt ist und die nun auch in der folgenden politischen Gegenwartsliteratur anklingt.

Die politische Gegenwartsliteratur.

Auch in der Einstellung der französischen Patrioten zu den Problemen ihrer eigenen Zeit sind für sie dieselben Gesetze und Blickpunkte richtunggebend, nach denen sie sich ihre Geschichtsauffassung gebildet haben. Es geht auch jetzt um die Behauptung des nationalen Eigenseins gegenüber fremden Völkern, vornehmlich den Italienern, die Sitten und Lebensgewohnheiten der Franzosen zu überfluten drohen und vor allem auf dem Gebiet des Religiösen von verheerendem Einfluß sind. Gegen die korrupte Welt der römischen Kirche richtet sich das französische Nationalgefühl und erhebt seine Stimme gegen Italien, das es als die Wurzel und den Ursprung aller Schlechtigkeit und Verdorbenheit ansieht.

Auch hier ist wieder jene interessante Erscheinung zu beobachten, daß sich der französische Patriotismus in zwei Lager teilt, die miteinander in heftigem Streit liegen, ja sich sogar im Bürgerkrieg blutigst und grausamst bekämpfen. Beide Parteien ringen, von den gleichen patriotischen

Motiven bestimmt, um das gleiche Ziel, nämlich die nationale Einheit ihres Landes. Jede glaubt durch den Sieg ihrer Idee, diese Einheit des Landes zu sichern, die hugenottische, indem sie die Loslösung von Italien durch den Protestantismus anstrebt, die katholische Partei, indem sie für die Erhaltung der katholischen Religion als eines von der Tradition und dem Prestige des französischen Königtums untrennbaren Begriffs kämpft und in dem Protestantismus vor allem das deutsche Geistesgut, das Frankreich zu überfremden droht, ablehnt. Aus beiden Extremen gespeist, findet schließlich die schon in der Geschichte bewährte, dem französischen Wesen kongeniale Haltung des Gallikanismus die endgültige Lösung für die Zukunft und zeigt in sich die ideale Verkörperung der nationalfranzösischen Religiosität. Bis zu dieser endgültigen Entwicklung aber führt der Weg über blutige Kämpfe, die ihren Widerhall in der zeitgenössischen Literatur gefunden haben.

1. Protestantisch-antihöfische Reaktion.

Das Schrifttum der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist im wesentlichen von jener konfessionellen Polemik beherrscht, die aber in Frankreich viel weniger als etwa in Deutschland den Charakter theologischer Auseinandersetzungen und Streitschriften besitzt, sondern in erster Linie als Kampfliteratur für die nationale Sache gewertet sein möchte. Zunächst ist es augenscheinlich die Partei der Hugenotten, die das größere Anrecht für sich buchen kann, dieser Sache zu dienen. Eindeutig spricht aus ihr das französische Volksbewußtsein, das in dem Calvinismus vor allem die Abkehr vom italienischen Geist begrüßt und ihn deshalb trotz manches fremden, dem französischen Menschen nicht durchaus naheliegenden Zuges mit Freuden aufnimmt [18]).

a) gegen die römische Kirche.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wird die hugenottische Literatur vor allem Satire gegen die römische Kirche als einer italienischen Institution, gegen den Papst und den päpstlich gesinnten Clerus und deren entartete Lebensweise. In der derbsten und temperamentvollsten Form wendet sie sich gegen alle Laster, die in der Kirche ihre Blüte gezeitigt haben, von der Geldgier und Habsucht in Pierre Viret's „Buch der Kaufleute" — von der Schwelgerei — in den „Satires chrétiennes de la cuisine papale" — von Unsittlichkeit und Ausschweifung bis zu den scheußlichsten Verbrechen. Sie findet nicht genug Worte, die Verderbtheit und Schlechtigkeit und den innerlich faulen Geist der Kirche zu schildern, in dem der Franzose das alte römische Erbe erblickt, wie es der Graf Marnix de

18) vgl. 1. Kap.: Die politischen und kulturellen Grundlagen der franz. Renaissance.

Ste.-Aldegonde in seinem „Tableau des differends de la Religion" zum Ausdruck bringt. Rom ist für ihn der Inbegriff allen Uebels, es gäbe keine Stadt der Welt, die so viele Laster in sich berge wie Rom; diese Tatsache sei ja aber nicht verwunderlich; denn der Papst sei schließlich der Nachfolger des Romulus, welcher seinen Bruder totschlug, aus seiner Stadt ein Asyl für Verbrecher und Räuber machte und, da es an Frauen fehlte, die Weiber der Nachbarn raubte[19]). Als solches Verbrecher- und Räubervolk sieht auch Henri Estienne die Italiener und insbesondere die „Gens d'Eglise" an. In seiner „Apologie pour Hérodote" will er den Beweis führen, daß alle Verbrechen und Scheußlichkeiten der spätantiken Verfallszeit von der Kirche übernommen wurden und in ihr noch weiterleben, und daß sozusagen eine Kontinuität des Lasters auf italienischem Boden bestehe. Alle Schlechtigkeiten seien von rein italienischer Herkunft und den Franzosen ihrer eigenen Natur nach unbekannt. Nur durch den Umgang und die Berührung mit den Italienern hätten sie auch Eingang in Frankreich gefunden[20]). Die Bezeichnung aller dieser Laster mit einem italienischen Namen erscheinen ihm nur als erneuter Beweis hierfür. Wörter wie „intrigant", „charlatan", „Baladin", „bouffon", „poltronnerie", „forfanterie" zeigten nur, daß diese Eigenschaften nicht französisch seien, und deshalb ist er hier einmal ausnahmsweise nicht dagegen, daß diese italienischen Lehnwörter weiterhin als solche in der französischen Sprache erhalten bleiben, damit man immer erkennen möge, aus welcher Quelle sie stammen. Auch das Auftreten von Worten wie „spadassin", „assasin", „sicaire" erscheint ihm als Zeichen dafür, daß man alle diese Dinge in Italien schon ausübte, als man in Frankreich noch gar nicht wußte, was sie bedeuteten. Wenn man solche Worte aus dem Italienischen erkennbar entlehnen würde, so, meint er mit schneidender Ironie, erweise man der italienischen Sprache die Ehre, die ihr wirklich zukomme; gegen die Uebernahme solcher Wörter habe er nichts einzuwenden, weil sie ja Begriffe bezeichnen, die durchaus unfranzösisch seien und die sich auch niemals erst in Frankreich einzubürgern brauchten, sondern jederzeit ihre wahre Herkunft verraten sollten[21]).

b) Gegen den Italianismus am französischen Hof.

Welch unheilvollen Einfluß die Italiener schon auf die französischen Sitten ausgeübt hätten, beweise die Tatsache, daß Raub, Diebstahl, Betrügereien überhand genommen hätten, seit jene im Lande seien. Er zeigt die Geschicklichkeit der italienischen Abenteurer, die als Gaukler,

19) bei Schneegans: Geschichte der grotesken Satire, Straßburg 1894 — p. 340 —.
20) Henri Estienne: Apologie pour Hérodote éd. Anneau t. I, ch. X — p. 115 —.
21) ebd. — p. XV —.

Taschendiebe und Betrüger Frankreich überfluten, indem sie in Edelmannskleidern umherlaufen und sich meisterhaft zu verstellen wissen:

„C'est que depuisque les charlatans d'Italie ont hanté la France, se sont trouvez mains coupeurs de bourses desguisez en gentils-hommes quant à l'habit" [22]).

Auch die Grausamkeit und Blutrünstigkeit des Italieners erfüllt ihn mit Abscheu und er klagt darüber, daß man in Frankreich auch schon viel von derselben Rohheit übernommen habe, seit man den italienischen Stil nachahme, insbesondere bei den öffentlichen Hinrichtungen und sonstigen Strafen [23]). Gerade die Tatsache, daß die ihm so verhaßten und aller Verbrechen bezichtigten Italiener einen solch weittragenden Einfluß in seinem Vaterlande erlangen, empört seinen Nationalstolz aufs Tiefste, und aus diesen Beweggründen wird er zum Ankläger des Hofes und der Gesellschaft, die den Italianismus im Lande fördern. Er tadelt die völlig nach italienischem Muster eingeführten Gebräuche am Hofe, so wie es schon im vorangehenden auf dem Gebiet der Sprache gezeigt worden ist [24]). Jeder Fehler und jede Unsitte der Höflinge scheint ihm aus einer italienischen Wurzel zu stammen, so vor allem die unglaubliche Verschwendungssucht und Eitelkeit, der Prunk und der Luxus in der Kleidung, die sklavisch sich italienischer Mode anpaßt, und die schöne alte Tracht unter fremden Einflüssen verändert. Prunkvolle Stoffe und Seidenstrümpfe, die früher nur von Fürsten und hohen Herren getragen wurden, sind jetzt Allgemeingut aller Höflinge geworden, und es ist für ihn unzweifelhaft, daß diese Unsitte nur nach dem Muster der wegen ihrer Eleganz und Verschwendungssucht berühmten römischen und venetianischen Höflinge in Frankreich sich eingebürgert habe.

„Avant que je sortisse de France, on eust esté merveilleusement estonné d'ouir parler d'un bas de chausses de si grand pris. Il est vraye qu'on ne les portoit pas de soye: et croye que l'invention soit venue des courtisans de Romme et de Venise" [25]).

Auch das unsinnige Malen und Schminken der Damen, das Tragen von Masken, Halsrüschen, Schnürleibchen und Stöckelschuhen empfindet er als fremdartiges und unnatürliches ausländisches Erbe, und nicht zuletzt empört ihn die Sittenlosigkeit des französischen Hoflebens, das dem lockeren und leichten Lebenswandel seiner italienischen Vorbilder in nichts nachstehe. Wie schlecht der Ruf der italienischen Höflinge sei, beweise allein die Tatsache, daß das Wort „courtisane" durch das üble Beispiel der Venetianerinnen einen so negativen Bedeutungswandel erfahren habe, daß

22) ebd. t. 3, ch. XV — p. 206 —.
23) ebd. t. 3, ch. XVIII p. 393 —.
24) vgl. 2. Kap. II, 2: Reinigung der Muttersprache von Italianismen.
25) Henri Estienne: Deux Dialogues éd. Bonneau — p. 214 —.

man es hinfort nur noch im schlechten Sinne gebrauchen könne[26]). Verweichlichung, Laster und Zügellosigkeit sind also die Kennzeichen des italianisierten Hofes und schwächen die gesunde nationale Volkskraft empfindlich, weshalb die französischen Patrioten sich in entschiedenen Gegensatz zu jenem Hofleben stellen und demgegenüber das gesunde, schlichte und naturgemäße Leben als Grundlage für ein starkes und mächtiges Volkstum preisen. In demselben Sinne wie Henri Estienne erhebt deshalb der Bretone Noel du Fail[27]) seine warnende Stimme gegen den Hof und seinen verderblichen Einfluß. Wie Agrippa d'Aubigné seine Verachtung für das Lasterleben der Fürsten und die Zügellosigkeit der Höflinge zum Ausdruck bringt[28]), hält Noel du Fail den Hof für die Pflanzstätte alles Schlechten und Unedlen und stellt als Gegensatz dazu das Leben auf dem Lande und in der Provinz als das einzig wahre und wertvolle in seinen Erzählungen dar, gleichsam als nationalfranzösische Reaktion auf die italienische Apotheose des Hoflebens in Castigliones „Cortigiano"[29]). In ähnlicher Weise wie man als Gegengewicht gegen den Italianismus in der Sprache volkstümliche, mundartliche Elemente einzuführen bestrebt ist, um dadurch echtes und unverfälschtes nationales Gut weiterleben zu lassen und dem unnatürlichen, gezierten und geschraubten Höflingsjargon den Kampf anzusagen[30]), so soll nun auch echt nationale Sitte und Art erhalten werden, die jedoch am Hofe nicht mehr zu finden ist. Dieser bildet jetzt nicht mehr den festen Pol, in dem sich das ganze Mittelalter hindurch das französische Nationalgefühl verankern konnte, sondern der französische Geist hat allzu sehr der Auflockerung dieser festen und starren Bindung nachgegeben und ist ins Uferlose geschweift. Am Hofe gibt es nun keine völkischen Grenzen mehr; ausländische Günstlinge spielen die erste Rolle und maßen sich sogar mehr Rechte an, als den Franzosen selbst gewährt werden können, sie sind der alleinige Maßstab für Stil und Geschmack der Zeit, und die gesamte Gesellschaftschicht der Beamten und Höflinge, der Gelehrten und Künstler steht völlig unter ihrem Einfluß, ja das Herrscherhaus selber ist nicht mehr der Hort der nationalen Einheit, sondern steht im Banne einer Ausländerin, gegen deren Joch sich Henri Estienne nicht umsonst in seinen „Discours merveilleux contre Cathérine de Medici" als einem leidenschaftlichen Pamphlet aufbäumt. Gleichlaufend mit der Lösung nationaler Gebundenheit am Hofe tritt auch eine starke Auflockerung der Bindung an Sitte und Moral ein. Es droht sich des französischen Menschen eine Art geistiger Anarchie und kosmopolitischer Un-

---

26) ebd. — p. 229 —.
27) Noël du Fail: Propos rustiques, 1547.
28) Agrippa d'Aubigné: „Tragiques" 2. Teil „Princes".
29) Emmanuel Philipot: la vie et l'oeuvre littéraire de Noël du Fail, Paris 1914 — p. 112, ff. —.
30) vgl. 2. Kap.: Die Neugestaltung der Muttersprache aus dem nationalen Fonds. a) aus den Dialekten.

gebundenheit zu bemächtigen, indem er die Wurzeln seines nationalen Seins, die in der Verankerung mit Heimatboden und Vaterland liegen, mißachtet und in einer Art „Exotisme" in das Ferne, Fremde auszuufern scheint. Da aber erhebt sich als Reaktion jene seelische Kraft im französischen Wesen, die das Gleichgewicht zu schaffen vermag zwischen dem Drang, sich im Fremden zu verlieren und zu vergessen, zwischen der Ungebundenheit des Hofes, der ein weiter internationaler Tummelplatz geworden ist, und der Enge und Begrenzung durch die Flucht in das ländliche Leben. So entsteht in dieser Zeit jene reiche regionale Literatur, die in allen Teilen Frankreichs zugleich ihre Blüte erlebt. Wie der Burgunder Tabourot in seinen „Escraignes dijonnoises" gegen die Korruption seiner Zeit die guten alten Sitten stellt und das Leben in der Provinz, das diese alten Sitten noch stark und echt bewahrt hat, verherrlicht und preist, wie Aubigné in den „Aventures du Baron de Foeneste" die Kläglichkeit der Höflinge verspottet, die lieber am Hofe ein abhängiges, kriecherisches Dasein führen, als in der Gesundheit und Natürlichkeit der bäuerlichen Welt frei und unabhängig leben [31]), so schildert auch der Katholik Pibrac die friedliche und glückliche Abgeschiedenheit des Landlebens in Einfachheit und Natürlichkeit als Gegensatz zu dem unruhevollen Leben des Hofes:

„O bienheureux celuy qui loin des courtisans,
Et des palais dorez, pleins de soucis cuisans,
Sous quelque pauvre toist délivré de l'envie
Jouist des doux plaisirs de la rustique vie" [32]).

Einfachheit und Genügsamkeit lobt auch Noel du Fail an der guten alten Zeit, da die Vorfahren auf ihrer Scholle lebten bei derber Kost, schlichter Kleidung und einem ehrlichen Handwerk. Gesundheit, Kraft und Gottesfurcht, mit diesen Eigenschaften stehen jene ungebrochenen, hochgewachsenen Menschen [33]) den von Henri Estienne und d'Aubigné in ihrer Verweichlichung und unmännlichen Geziertheit und Putzsucht geschilderten Höflingskreaturen gegenüber als Vertreter der gesunden Volkskraft, die fest in ihrem Heimatboden wurzelt und die die Grundlage für jedes Erstarken einer Nation bilden muß. Allein dieses echte und bodenständige Heimatgefühl bindet sie an ihr Vaterland und gibt jenen Menschen das Recht, gegen den Hof und das dem französischen Patriotismus allzeit so geheiligte Königtum Stellung zu nehmen, weil ja dieses Königtum seiner eigentlichen nationalen Sendung nicht mehr gerecht wird. Nicht nach französischer Doktrin richtet sich die Politik des Hofes, sondern auch in dem französischen Staatsleben hat der italienische Einfluß Eingang gefunden, und man

31) bei Mönch: wie Anm. 4.
32) cit. b. Abbé Alban Cabos: Guy du Faur de Pibrac, Paris 1922 — S. 374 —.
33) J. Assézat: Les oeuvres facétieuses de Noël du Fail, Paris 1874 — p. 16, 17, 26, 28.

beginnt auch nach den Grundsätzen der machiavellistischen Staatslehre zu handeln, als deren furchtbarste Folge der hugenottischen Partei die Bartholomäusnacht vor Augen steht. Dieses nach ihrer Auffassung rein italienische Verbrechen[34]) läßt ihr den französischen König als völlig von italienischem Geist beherrscht erscheinen und gibt ihr das Recht, sich als die alleinige Vertreterin der vaterländischen Stimme in Frankreich anzusehen und ihre Sache als die eigentliche nationale zu betrachten. Sie übersieht dabei jedoch, welche gerade urfranzösische Haltung aus dem ganzen Eingreifen des Königtums in den Religionskämpfen, insbesondere aus dem von der Staatsraison diktierten Verbrechen der Bartholomäusnacht sich offenbart; wie es gerade darin um die Erhaltung eines für die weitere Existenz der französischen Einheit in ihrer geschichtlichen und traditionsmäßigen Form so wesentlichen Faktors geht, und wie gerade diese Entscheidung des Königtums für die gesamte Entwickelung des französischen Geistes in seiner nationalen Richtung von so einschneidender Bedeutung gewesen ist.

2. Die royalistisch-katholische Haltung als Abwehr des germanischen Geistes im Protestantismus.

Hier ist es die royalistisch-katholische Partei, die von ihrer nationalen Sicht aus die Handlungsweise des Königtums beleuchtet und seine Haltung um ihrer nationalen Motive willen rechtfertigt. Die Auffassung dieser Partei zeigt sogar typischer französische Merkmale als die der hugenottischen Richtung, die zunächst als die scheinbar nationalere gelten möchte, weil sie allein der Ueberfremdung von französischer Sitte und Kultur durch italienischen Geist Einhalt gebietet und aus den Quellen des eigenen nationalen Lebens zu schöpfen sich bemüht. Die katholische Partei erkennt im Widerspruch dazu ihre vornehmste Aufgabe in der Verteidigung der alten Kirche und des Königtums, die beide nach Tradition und innerer Gesetzmäßigkeit untrennbare Bestandteile französischen Lebens geworden sind, und die es in ihrer wesensgemäßen Form zu erhalten gilt. Trotz aller Erkenntnis der Mißstände in Kirche und Priestertum, dessen Vertreter nicht mehr Seelenhirten sind, nicht mehr beten, predigen und ein gutes Beispiel geben, sondern nur den weltlichen Freuden bei Genuß, Essen und Trinken, Courtisanen, Jagd und Spiel leben, wie es Pierre Ronsard als Exponent der katholischen Richtung oftmals klagt[35]), schließen er und seine Parteigänger sich doch nicht aus der Kirche aus und wenden sich nicht der Reformation zu. In dem Gedanken an Frankreichs Einheit und Geschichte bejahen sie die Idee der Kirche und halten an ihrem eigentlichen Kern fest, indem wohl auch als Gegengewicht gegen den entarteten italienischen Geist in der Kirche

34) Louis Clément: Henri Estienne.
35) Ronsard: éd. Laumonnier t. V. — p. 357. Discours à G. des Autelz.

von ihnen eine Reform angestrebt wird. Diese Reform aber kann ihrem Empfinden nach nur von innen heraus entstehen, nur durch ein Zurückgreifen auf den wahren Geist der urchristlichen Kirche in derselben Weise, wie ihn die Vorfahren beherzigt haben. Seit der Scholastik ist die Idee der katholischen Kirche die dem französischen Wesen entsprechende Form der religiösen Bindung und bildet in ihrer dogmenhaften Gebundenheit die klassische Verkörperung alles französischen Strebens. Deshalb ist es also jetzt die Stellungnahme der katholischen Partei, die französischer Art mehr entspricht, als es der Geist der Reformation jemals vermochte. Diese inneren Zusammenhänge erkennt Ronsard, wenn er sich gegen die Hugenotten wendet als die allein Schuldigen an der Not und dem Unglück seiner Zeit. Während jene in ihren Klagen über das Entsetzen der Bürgerkriege, über das Unglück und die Schmach des Vaterlandes, wie sie in den Schriften d'Aubigné's und Du Plessis-Mornay's [36]) immer neu aufbrechen, als Grund aller Uebel die Italiener und die von ihr regierte Kirche ansprechen, stimmt Ronsard die gleichen Klagelieder über die Not des Landes an, jedoch mit Vorwürfen gegen die Hugenotten und ihren Verrat am Königtum und der nationalen Einheit, indem sie sich bei der Abwehr des einen — italienischen Feindes einem noch viel größeren, dem deutschen, in die Arme stürzen. Sieht der Hugenott in der Entartung der katholischen Kirche ein Urbild der italienischen Maßlosigkeit und Ungeordnetheit, die er in seinem Inneren zutiefst verabscheut, und wendet er sich von der aufklärerischen, alle christlichen Formen sprengenden italienischen Renaissancephilosophie, sowie der sich ins Ungeheuerliche versteigenden italienischen Staatslehre des Machiavellismus ab, indem er statt dessen in die Klarheit und Gebundenheit urchristlichen evangelischen Lebens zurückflüchtet, so erschauert der Katholik Ronsard aus derselben Angst des französischen Wesens vor dem Unbegrenzten heraus vor der metaphysischen Tiefe und Unendlichkeit der Reformation, in der er die ganze Spannweite des deutschen Geistes erahnt. Wie ein Ungeheuer erscheint ihm dieser Geist in seiner dynamischen Wucht, mit der er sich erhebt und nicht nur über sein eigenes Land, sondern über ganz Europa dahinbraust, alles mit seiner elementaren, himmelstürmenden Kraft fortreißend. Sein Volk zu bewahren vor diesem „Terreur Saxonique" [37]), das ist Ronsard's heißestes Bemühen. Katholiken wie Hugenotten möchten doch erkennen, woher die eigentliche Gefahr für Frankreich kommt, anstatt sich selbst in ihrem eigenen Vaterland zu zerfleischen, das ist der Hilfeschrei, den er an den Hugenottenführer de Bèze richtet: Bei aller Kindesliebe zu dem eigenen Vaterland beschwört er diesen, doch seine Soldaten zurückzuziehen und nicht gegen die eigene Heimat den Dolchstoß zu richten:

36) Agrippa d'Aubigné: „Tragiques", t. I: „Misères". Du Plessis-Mornay: Mémoires et correspondance, Paris 1824.

37) Ronsard: éd. Laumonier t. V. — p. 316 —. „... et que l'air infecté du terroir Saxonique n'est empuentéz l'air de la terre Gallique".

„Ce n'est pas une terre Allemande ou Gothique,
Ny une region Tartare ny Scythique:
C'est celle ôu tu nasquis, qui douce te receut,
Alors qu'à Vezelay ta mere te conceut
Celle qui t'a nourry, et qui t'a fait apprendre
La science et les arts dès ta jeunesse tendre,
Pour luy faire service et pour en bien user,
Et non, comme tu fais, à fin d'en abuser.
Sie tu es envers elle enfant de bon courage
Ores que tu le peux, rens luy son nourrissage,
Retire tes soldars, et au Lac Genevois
(Comme chose execrable) enfonce leurs harnois[38]).

Das Vaterland erscheint ihm als armes gramgebeugtes altes Weiblein „France", das trauernd und jammernd das Schicksal seiner Söhne ansieht, die gegeneinander mit Raub, Mord, Plündern und Gewalt zu Felde ziehen, und die Schuld daran tragen nur jene Männer, die ihnen den Glauben ihrer Väter nehmen wollen. Glücklich preist Ronsard die Zeiten, da alle eines Glaubens waren und in Frieden und Glück leben konnten; in dieser Einheit war Frankreich stark und unbesiegbar, kein Land hat es in seiner Vergangenheit jemals unter seine Herrschaft zwingen können, sondern frei und unabhängig war es in seiner unerschütterlichen Einigkeit der Schrecken aller anderen Völker:

„O heureuse la gent que la mort fortuné
a depuis neuf cens ans sous la tumbe emmenée!
Heureux les peres vieux des bons siecles passez
Qui sont sans varier en leur foy trespassez."
„Las! pauvre France! comme une opinion
Diverse a corrumpu ta premiere union!
Tes enfans, qui devroient te garder te travaillent
Et pour un poil de bouc entre euxmesmes bataillent,
Et comme reprouvez d'un courage meschant
Contre ton estomac tournent le fer trenchant."
Las! faut-il ô destin, que le Sceptre François
Que le fier Allemant, l'Espagnol et l'Anglois
N'a sceu jamais froisser, tombe sous la puissance
Du vassal qui luy devroit rendre obeyssance?
Sceptre qui fut jadis tant craint de toutes pars,
Que jadis envoya outre-mer ses soldars,
Gaigner la Palestine et toute l'Idumée,
Tyr, Sydon, Antioche et la ville nommée
Du saint nom, où Jesus en la Croix attaché
De son precieux sang loua nostre peché;

38) e b d.: Discours des misères de ce temps — p. 340 —.

Sceptre qui fut jadis la terreur des Barbares,
Des Turcs, des Mammelus, des Perses, des Tartares:
Bref par tout l'univers tant craint et redouté,
Faut-il que par les siens luy-mesme soit donté? [39])

An all seinem Unglück und seinen Leiden ist aber Frankreich zum größten Teil selbst schuld, weil es den Ausländern Herberge gewährt hat und sie in ihr Land eindringen ließ, indem es dem Gedankengut der Reformation aus Deutschland die Tore geöffnet hat. „Tu es marastre aux tiens, et mere aux estrangers," das ist die unverzeihliche Sünde Frankreichs! Dieser fremde Geist ist ins Land gekommen und hat das ganze Unheil angerichtet, indem er Uneinigkeit und Zwietracht unter die eigenen Landsleute gesät hat:

„France de ton malheur tu es cause en partie:
Je t'en ay par mes vers mille fois advertie:
Tu es marastre aux tiens et mere aux estrangers
Qui se mocquent de toy quand tu es aux dangers:
Car sans aucun travail les estrangers obtiennent
Les biens qui à tes fils justement appartiennent" [40]).

Alle Uebel und Leiden der Zeit, das Elend des Krieges, das Unglück der Familien, alles ist durch diesen ausländischen Geist hervorgerufen; denn in Deutschland hat alle Heresie ihren Ursprung genommen, dort sind die Sittengesetze aufgehoben, dort Begriffe von Recht und Unrecht verwischt worden. Aus Deutschland allein kommt jene furchtbare Brandfackel des Krieges, die Gewalt und Greuel um sich verbreitet, die alle Gesetze und Grenzen sprengt und die Erde und Himmel erzittern läßt:

„De là sont procedez les maux que nous avons,
De là vient le discord sous lequel nous vivons,
De là vient que le fils fait la guerre à son pere
La femme à son mary, et le frere à son frere,
A l'oncle le nepueu: de là sont renversez
Les conciles sacrez des vieux siecles passez,
De là toute heresie au monde prist naissance,
De là vient que l'eglise a perdu sa puissance
De là vient que les Rois ont le sceptre esbranlé
De là vient que le foible et du fort violé.
De là sont procedez ces Geans qui eschellent
Le Ciel, et au combat les Dieux mesmes appellent [41]).

Nicht eindrucksvoller als in diesen Worten Ronsards kann die Wirkung wiedergegeben werden, die der deutsche Titanengeist auf den französischen Menschen ausübt. Er spürt hier in ihm das Große und Gewaltige

39) e b d.: Discours à G. des Autelz — p. 358 —.
40) e b d.: Discours à G. des Autelz — p. 360 —.
41) e b d.: Remonstrance au peuple de France — p. 376 —.

der bis an die Grenzen der Unendlichkeit ragenden faustischen Seelenkraft, deren Wucht ihn erdrückt und die er, weil er sie nicht erfassen kann, als anarchisches Prinzip deutet. Er erblickt in der Reformation das Sprengen aller Ketten, aller Gesetze und Maßstäbe durch das Zertrümmern des scholastischen rationalistischen Dogmengebäudes, und das genügt, um ihm die Welt voller Disharmonie und ohne Gleichgewicht erscheinen zu lassen, ohne Form und ohne Regel.

„De là vient que le monde est plein d'iniquité,
Remply de desfiance et d'infidelité
Ayant perdu sa reigle et sa forme ancienne . . ."

Diese Worte, durch die uns Ronsard als das Urbild des klassisch französischen Menschen entgegentritt, sind wie eine Vorausschau für die kommenden Jahrhunderte, in denen der französische Geist um dieselben Begriffe mit dem deutschen ringen und alles, was sich in diesem an mystischer Seelenkraft und freiem Schöpfergeist offenbart mit den gleichen Worten wie Ronsard unter Berufung auf die „reigle" und „forme ancienne" als Chaos, als „discord" und „iniquité" ablehnen wird.

In der Bekämpfung dieses deutschen Geistes wurzelt Ronsard's gesamte religiöse und politische Einstellung; sein leidenschaftlicher Haß gegen die Hugenotten, in denen er immer wieder das germanische Erbe erkennt,

„Non, non je ne veux point que ceux qui doivent naistre
Pour un fol Huguenot me puissent recognoistre.
Je n'aime point ces noms qui sont finis en os,
Gots, Cagots, Austregots, Visgots et Huguenots:
Il me sont odieux comme peste et je pense
Qu'ils sont prodigieux à l'empire de France" [42]).

sowie seine Parteinahme für die ligistische Seite, die er demgegenüber als die Hüterin der nationalen Tradition ansieht. Er lobt die guisischen Heerführer, weil sie allein die Germanen aus dem Lande zu verdrängen trachten und damit das Prestige der französischen Krone, die Einheit des Glaubens, wahren. Denselben Kampf, den schon die Väter gegen jede Irrlehre geführt haben, sollen auch sie als nationales Erbe jetzt aufnehmen:

„Souvenez-vous Seigneurs, que vous estes enfans
De ces peres jadis aux guerres triomphans,
Qui pour garder la foy de la terre Francoise
Perdirent l'Albigeoise et la secte Vaudoise" [43]).

Sein Gebet um den Sieg des ligistischen Heeres kleidet noch einmal sein ganzes politisches Wollen in Worte und bringt die ganze überzeugende

42) e b d.: Remonstrance au peuple de France — p. 372 —.
43) e b d.: Remonstrance au peuple de France — p. 388 —.

Durchschlagskraft seines Patriotismus zum Ausdruck, der nichts will, als Tod und Vernichtung des germanischen Feindes:

„Donne Seigneur que l'avare Germain
Ces Reistres fiers juissent sentir la main
Du jeune Duc, si qu'une mort cruelle
Face qu'un seul n'en conte la nouvelle
En ce pays que le Rhin va lavant:
Et que leur nom se perde en nostre vent,
Et qu'à jamais leur morte renommée
S'evanouisse ainsi qu'une fumée.
Et que leurs corps accablez de cent coups
Soyent le disner des corbeaux et des loups" [44]).

3. Die gallikanische Richtung gegen Jesuiten, Liga und spanischen Einfluß.

Ist Ronsard in seiner politischen Einstellung noch unbedingter Parteigänger der Liga, weil er in dieser weniger das Wirken einer spanisch und italienisch orientierten Gegenreformation beachtet, als vielmehr in ihr nur den wichtigsten Machtfaktor zur Bekämpfung der germanisch bestimmten und daher staatsfeindlichen Ketzerei sieht, löst sich die eigentlich gallikanische Richtung ebensosehr wie von der Heresie auch von der Liga. In dieser Entwicklung findet die nationalfranzösische Haltung ihren Höhepunkt, indem sie sowohl die nationale Tradition der katholischen Glaubensfreiheit als auch die protestantische Abwehr der in der römischen Kirche wirkenden italienischen und spanischen Einflüsse in sich vereinigt. So wendet sich Estienne Pasquiser immer wieder zunächst gegen die Ketzer, die nur Haß und Zwietracht unter das eigene Volk säen und den Ruin des Landes bewirken [45]). Immer wieder gibt er den Hugenotten die Schuld an der „calamité du temps" und sucht zu beweisen, daß sie in ihren ketzerischen Predigten unter dem Vorwand, der Religion zu dienen, doch nur das Verderben des Vaterlandes und die Vernichtung des alten Glaubens und der alten Ordnung herbeiführten [46]). Er kann nicht eindringlich genug betonen, wie fest und treu er zu dem Glauben der Väter steht und als welch anhänglicher Sohn der katholischen Kirche er sich immer wieder bekennt:

„je suis fils de l'Eglise romaine! je veux vivre et mourir en sa foy!" [47])

Um der Einheit des Landes willen und zur Erhaltung der französischen Krone in ihrer geschichtlichen Bedeutung sieht er auch als unbedingte Notwendigkeit die katholische Haltung des Königs an. Ja, er befürchtet

44) ebd.: t. V. — p. 431 —.
45) Pasquier: Lettres: livre IV; lettre XII und lettre XIV — p. 93 —.
46) ders.: Lettres IV, lettre XVII.
47) cit. b. Douarche: L'Université de Paris et les Jésuites — p. 80 —.

ernstlich, daß der Staat an der Herrschaft eines hugenottischen Königs zugrunde gehen könnte, und glaubt auch, daß die Regierung Heinrichs von Navarra kein gutes Ende nehmen werde, daß entweder seine Krone ihm verloren gehen oder aber sein ganzes Königreich zerfallen müsse:

„Je crains, je croy, je voy presentement la fin de nostre Republique: nous ne pouvons desnier, que n'ayons un grand Roy; toutesfois si Dieu ne l'advise d'un oeil de pitié il est sur le poinct ou de perdre sa Couronne, ou de voir son Royaume renversé“ [48]).

Er schildert die Haltung des Königs durch dessen eigenen Mund, wie er den Frieden zwar will, aber doch nur den Krieg heraufbeschwört, wie er die Liga haßt und verfolgt und dadurch der mächtigsten Partei im Volke nicht ihr Recht zukommen läßt, sondern die Kleinen und Schwachen unterstützt und sich so sein eigenes Grab gräbt:

„Je veux la Paix, et la guerre je corne;
Je hais la Ligue et la Ligue je suis
Les petits j'aime, et les Grands je les fuis;
Mes amitiés sans mesure je borne.
De mes subjects je recoy mainte escorne;
Roy deux fois Roy, Roy presque je ne suis;
Pour plus donner cent fois que je ne puis;
je vy d'Edicts, dont mon peuple j'escorne.
Tout mon conseil la verité me tait;
Autre conseil que le mien ne me plaist
Absolument je veux ce que j'ordonne.
O pauvre Roy Henri! tu ne vois pas,
que tout cela n'est autre chose helas
Qu'un changement fatal de ta couronne“ [49]).

Obwohl er also glaubt, daß Heinrichs Tage gezählt seien, vertritt er der Liga gegenüber jedoch eine königstreue Gesinnung, weil sie das Land ebenso ins Verderben stürzen werde wie die Hugenotten, indem sie den Tod des Königs anstrebe. Er entlarvt die eigentlichen Hintergründe der ligistischen Politik, die nicht, wie sie vorgibt, die Religion schützen und bewahren will, sondern ihren eigenen Machtgelüsten nur Rechnung trägt. Vor allem erkennt er, daß die Liga nicht von nationalen Kräften allein getragen ist, sondern völlig von dem spanisch und italienisch gesinnten Jesuitenorden beherrscht wird, den er für den ärgsten Feind des Landes hält:

„La secte des Jesuites a proposition toutes contraires aux nostres, à la subversion de nostre estat“ [50]).

48) Pasquier: Lettres liv. XII, lettre VII, — p. 338 —.
49) ebd. — p. 339 —.
50) ders.: Recherches, liv. III, ch. XLIII — p. 323 —.

Er fürchtet von diesem Orden, der ihm gleichbedeutend mit einer Sekte und dessen Stifter Ignatius von Loyola als „hérétique“ wie Luther erscheint, denselben Umsturz und die gleiche Zerrüttung wie sie dem Staat von Seiten der Hugenotten drohen. Pasquier ist hier der Sprecher der französischen Volksstimme, wenn er in dem großen Feldzug der Universität Paris gegen die Jesuiten seine Gründe für die Anfeindung dieses Ordens darlegt. Wie der Jurist Dumoulin, der in der Hauptsache ihre Gefährlichkeit darin erblickt, daß sie so viele Italiener und Spanier in ihren Reihen hätten, die darauf hinarbeiten, die französischen Staatsgeheimnisse dem Ausland zu verraten [51]), wendet sich auch Pasquier dagegen, daß durch den Jesuitenorden die Ausländer einen Einfluß in Frankreich erhalten könnten, besonders die Spanier, welche alte Erbfeinde des französischen Volkes seien, ebenso wie die Italiener, die die französische Nation verachteten und beschimpften:

„Si vous les voulez incorporer avecques nous, ce ne sera pas les unir, mais bien aggreger l'Université avec un arrogant Espagnol, avecques un chatemite Italien, celui-là ennemy ancien capital, celui-ci medisant perpétuel de la France“ [52]).

Sie seien ein politisches Werkzeug in der Hand des Spaniers, um Krieg und Aufruhr nach Frankreich hineinzutragen, seine Ruhe und Einigkeit zu stören und es dadurch empfindlich zu schwächen, sagt Antoine Arnauld [53]), der ebenfalls als Advokat der Universität gegen die Jesuiten das französische Nationalinteresse verteidigt. Das spanische Gold sei es, das die Führer der Liga besteche und die Bürgerkriege in Frankreich unterhalte und immer wieder das Erstarken des Landes und den Frieden des französischen Volkes störe:

„L'or de l'Espagne s'estoit coulé dans les bourses des plus favorisez, qui ont continuellement soustenu et élevé ces trompettes de guerre, ces flambeaux de sédition, ces vents turbulents, qui n'ont autre travail que d'orager et tempester continuellement la calme de la France“ [54]).

Eine anonyme Zeitsatire gegen den Jesuiten Coton, der „Anti-Coton“ zeigt, wie die Gesellschaft Jesu ein Schwert in der Hand der Spanier und Italiener sei, mit dem diese zum Schlag gegen Frankreich ausholten:

„Car je trouve que ce Polonais avait raison, qui disait que la Société des Jésuites est une épée à qui la France sert de fourreau, mais la

---

51) Douarche: op. cit. — p. 72 —.
52) Pasquier: Recherches: Livre IX, ch. XXVI. Playdoyer contre les Jésuites.
53) Antoine Arnauld: „L' Anti-Espagnol“, 1594. „Franc et véritable discours an roy par le retablissement qui luy est demandé par les Jésuites“.
54) Douarche: op. cit. — p. 112, f. —.

poignée en est en Espagne ou à Rome, où est le Général des Jésuites; car le commendement de tirer cette épée vient de là“ [55]).

Da der unbedingte Gehorsam aller Jesuiten ihrem spanischen und vom spanischen König, dem großen Gegner Frankreichs, gewählten Ordensgeneral zu leisten ist, sei es ja kein Wunder, daß sie eine solch staatsfeindliche Politik betrieben. Wenn dieser spanische General ihnen also befehlen würde, den König von Frankreich zu töten, so müßten sie es gemäß ihrer Ordensregel, ohne sich zu weigern tun [56]). In den wiederholten Anschlägen der Jesuiten und ihrer Schüler auf das Leben des französischen Königs findet Arnauld die Bestätigung ihrer Staatsgefährlichkeit. Er beschimpft sie als Mörder und Aufrührer, die vor allem die Jugend mit ihren Ideen vergiften, und er wendet sich so wie Pasquier dagegen, daß man den Jesuiten die Jugenderziehung überlasse. Sie würden der Jugend nur Rebellion und Aufsässigkeit gegen den König und die Obrigkeit einflößen; unter dem Vorwand, sie in der Wissenschaft und Philosophie zu unterweisen, würden sie ihren Schülern die Schriften und Lehren anarchistischer Staatsphilosophen auslegen und sie damit so weit treiben, daß sie selbst den Tod ihrer eigenen Könige wünschen:

„Mais ils enseignent la jeuneusse: à quoy faire? à désirer et souhaiter la mort de leurs rois. C'est cette belle institution de la jeunesse, ce sont ces malheureuses propositions qu'ils mettent dans leur esprit tendre, sous prétexte de les instruire aux lettres . . . Ce sont ces confessions hardies (où sans témoins ils imbuent leurs escoliers de la teinture de rébellion contre leur prince et ses magistrats) qui ont remply tant de places et tant de dignitez d'âmes espagnoles, ennemies du roy et de son Estat“ [57]).

Die stete Angst der französischen Patrioten vor kosmopolitischen Humanitätsgedanken und der Auflösung der hierarchischen Ordnung des Vaterlandes kommt auch in den Worten Pasquiers zum Ausdruck, mit denen er sich gegen einen solchen Geist gerade in der Erziehung der Jugend wendet:

„Au demeurant, ne considérez-vous point, Messieurs, combien il importe à la France que vos enfans ne soient nourris avecques eux? On leur lit quelques livres d'humanité et philosophie cependant on leur enseigne parmy cela toutes propositions contraires à l'ordre hiérarchique, tant de nostre religion, qu'Estat, et à peu dire on en fait une pepinière pour être ennemy du Roy quand les occasions s'y présenteront“ [58]).

---

55) Douarche: p. 195 —.
56) Douarche: p. 113 —.
57) Douarche: p. 115 —.
58) Douarche: p. 83 —.

Es gilt um jeden Preis, diesen verderblichen Einfluß der Nation fernzuhalten und in das Land, aus dem er seinen Ursprung genommen hat, zurückzuweisen:

„Pernicieuses synagoges
De sorciers et de charlatans,
Qui perdez par vos fines drogues
La jeunesse de nostre temps.
Allez débaucher en Espagne
Les enfants des bonnes maisons,
Et respandez à la campagne
vos grains bénits et vos poisons“ [59]).

Mit diesem Spottvers will Nicolas Rapin die Jesuiten im Lande unmöglich machen und auch Arnauld stimmt in den Ruf nach der Vertreibung dieser feindlichen Organisation aus seinem Vaterland ein:

„Sire, c'est trop endurer ces traîtres, ces assassins au milieu de vostre royaume. Vous avez affaire à un ennemy patient et opiniastre, qui ne quittera jamais qu'avec la vie ses espérances et ses desseins sur vostre Estat“ [60]).

Der König wird bei seinem Stolz und seiner Ehre gepackt, indem ihm vor Augen geführt werden soll, wie sehr das Trachten der Jesuiten dahin geht, Ansprüche auf sein Land geltend zu machen und es zu beherrschen, nicht nur von spanischer Seite, sondern vor allem auch von Seiten des Papstes, dem die Jesuiten durch ihr 4. Gelübde, das sie allen anderen Orden voraus haben, in ganz besonderer Weise verbunden und verpflichtet sind. Indem das zusätzliche Gelübde den jesuitischen Mönch verpflichtet, die Autorität des Papstes über alle weltlichen Obrigkeiten zu stellen und ihm in erster Linie zu dienen, fordert es den Widerspruch des gallikanisch gesinnten Franzosen heraus. Er sieht sofort die Möglichkeit des Konfliktes zwischen den Interessen des Monarchen und denen des Papstes und empfindet es als untragbar, daß es eine Gewalt geben könnte, die noch über die des Königs zu setzen sei; denn die französischen Herrscher seien allzeit gewöhnt, Gesetze zu geben und nicht solche anzunehmen:

„Sire les rois de France sont accoutumé de donner la loy, et non de la prendre!“ [61]).

Hierin liegt der Gegensatz zwischen der vermeintlichen katholischen, papistisch gesinnten Kirche und der wahren französischen, die Unterwerfung unter die Autorität des Papsttums nur so lange kennt, als dieses mit den Zielen und Interessen des Königs und des Vaterlandes konform geht. Die bedingungslose Unterordnung unter den päpstlichen

59) Douarche: p. 124 —.
60 und 61) ebd. — p. 118 —.

Willen, wie sie das Prinzip der Jesuiten ist, kann nach der Ansicht Pasquiers sogar so weit führen, daß, wenn es dem Papst gefällt, ganze Länder und Kronen verschachert werden und von einer Hand in die andere gehen können, ohne daß sich das Volk dagegen wehren kann. Diesen Standpunkt zu teilen, ist aber für den französischen Patrioten stets eine Unmöglichkeit gewesen, wie es die gesamte Geschichte der gallikanischen Kirche beweist, und viel eher glaubt Pasquier, daß es zu einer neuen Spaltung der Christenheit in seinem Vaterlande kommen könnte, indem es dann neben den Hugenotten auch noch die papistisch-jesuitische Partei und die der wahren französischen Katholiken geben würde:

„Ce sont des nouveaux vassaux qui advouent le pape avoir telle authorité et puissance sur nous tous que tout ce qu'il veut il le peut: qu'il peut sans aucun controlle ravaler l'authorité non seulement de tous les autres prélats, mais des empereurs, roys et monarques. Qu'il lui est loysible de son authorité absolue transférer les royaumes d'une famille à autres . . . Quoy doncques? du pape et de l'Eglise Romaine? Y eut-il jamais proposition plus dangereuse que cette-cy? Le malheur a voulu que ces deux ou trois ans nous avons veu une guerre civile au milieu de cette France pour deux malheureuses noms de faction, de Huguenot et Papiste . . . Qu'adviendra-t-il désormais? Que sous une mesme Eglise nous verrons une guerre civile, entre le papiste qui sera Jesuite, et le vray catholic francois“ [62]).

Diese gallikanischen Katholiken begründen die unfehlbare Richtigkeit ihrer Auffassung in ihrer alten Tradition, die beweist, daß schon zu Zeiten Karls des Großen der König das erste Anrecht auf den französischen Menschen hatte. Damals durfte sogar niemand ohne die Zustimmung des Monarchen Mönch werden, weil dieser in erster Linie seine Untertanen zu seinen Kriegsdiensten beanspruchte und sie nur dann entbehren konnte, wenn es eine höhere politische Notwendigkeit nicht anders erforderte. Was würde der große Herrscher aber wohl dazu sagen, so fragt Pasquier, wenn er die gegenwärtigen Zeiten erleben würde und zusehen müßte, wie es Mönche in seinem Lande gibt, die sogar gegen das Vaterland und gegen das Königtum ihre Hand erheben und sich gegen beide bewaffnen? [63])

Nicht umsonst haben im Verlauf der Geschichte die „libertez gallicanes“ immer wieder dieses erste Anrecht des Königs gegenüber dem des Papstes sichergestellt, und ihre Bedeutung auch für die Gegenwart stellt Pasquier noch einmal zusammen, so wie sie Guy du Faur de Pibrac als Abgesandter Frankreichs auf dem Trienter Konzil vertreten hat [64]): Der Papst wird von den Franzosen als Herr und Vater aller Gläubigen

62) und 63) ebd. — p. 81, f. —.
64) Abbé Alban Cabos: op. cit. — p. 67 —.

anerkannt, aber nur unter der Bedingung, daß er niemals seine absolute Gewalt gegen die Könige mißbraucht; daß er sie nie exkommunizieren kann, noch ihr Land mit dem Bann belegen und noch viel weniger es an eine andere Dynastie vergeben. Auch jede weltliche Rechtsprechung ist ihm in Frankreich untersagt und ihm so jedes wirksame Mittel für einen entscheidenden Einfluß in die Geschicke des Landes genommen:

„I. Que nous recognoissons en cette France dès le bers de nostre Religion Chrestienne, nostre Sainct Père le Pape pour Chef, Primat et Pere des Peres de l'Eglise Catholique et Universelle.

II. Mais toutesfois sous condition que nos Roys ne peuvent estre par luy excommuniez de sa puissance absolue.

III. Qu'il ne peut interdire nostre Royaume de France.

IV. moins encore le transferer d'une main à autre.

V. Qu'il n'a aucune jurisdiction et authorité sur le temporel de nostre Royaume“ [65]).

Nicht daß diese Rückversicherung gegenüber der Politik des Heiligen Stuhls ein Zeichen dafür sein soll, wie wenig die Franzosen ihr trauen, für wie schlecht und verschlagen sie sie halten. Pasquier betont immer wieder, daß er von vornherein nichts Böses gegen Papst und Kirche behaupten wolle, daß man aber doch, wenn es um die Belange des Vaterlandes ginge, sich nicht genug sichern könne, indem man jede Möglichkeit ins Auge fassen und ihr vorbeugen müsse;

„Je ne veux rien mal présagir du Sainct Siège; mais en matière d'Estat, il faut en une asseurance de tout, craindre tout“ [66]).

Dieser Parole des französischen Patriotismus huldigt auch die „Satire Ménippée“, indem auch sie als Verkörperung der gallikanischen Tendenzen sich gegen Liga und Papismus wendet. Auch ihre Autoren bekennen sich zum Katholizismus in seiner reinen Form, wenden sich aber gegen jede Einmischung kirchlicher Gewalt in die häuslichen Angelegenheiten des Vaterlandes. Marcilly sagt von ihnen in seiner Ménippée-Ausgabe, daß sie ohne Ausnahme gute Katholiken gewesen seien, aber den König und ihr Vaterland über alles liebten und deshalb die Liga und ihre Parteigänger, selbst wenn diese auch im Dienste des Papstes kämpften, aus tiefster Seele haßten:

„Du reste ce que l'on connait des sentiments religieux de la plupart des auteurs de la Ménippée ne permet pas de les accuser d'impiété. Le Roy était un ecclésiastique consciencieux, Pierre Pithou se fit catholique par conviction sans que personne ait jamais suspecté la sincérité de sa conversion; et un abbé a dit de Passerat: „Quant à sa religion, il est sur qu'il a toujours été sincèrement ennemi des

65) Pasquier: Recherches II, ch. XLV.
66) vgl. Anm. 62) und 63).

nouvelles opinions et très attaché à la foi de l'Eglise catholique. Il aimait son Roi et sa Patrie, il était bon Français, et il s'est toujours déclaré contre la Ligue et ses partisans“ [67]).

Ihr Haß gegen die Liga ist sogar noch stärker als gegen die Ketzer, zu denen sie eine versöhnlichere Haltung einnehmen, da sie als königstreue Partei die Auffassung Heinrichs von Navarra teilen, der diese Versöhnung anstrebt, indem er selbst aus Gründen der Einsicht und der Staatsraison, um die Einheit des Landes zu wahren, das Opfer seines Uebertritts zum Katholizismus gebracht hat. Der größte Feind des Königs bleibt also nur noch die ligistische Partei, die sich nun als einzig staatsgefährliche erzeigt; denn wie schon Pasquier ihre wahren Ziele offenbart hat, genügt es ihr ja nicht, daß ein katholischer Herrscher an der Spitze des Landes steht, sondern sie erstrebt die Ausbreitung eines international orientierten theokratischen Régimes in Frankreich. Auf die Abwehr dieses klerikalen Machtanspruches zielt die „Satire Ménippée“, indem sie wie alle gallikanischen Parteigänger auch wieder nicht den Priester an sich bekämpft und mit ihrem Haß verfolgt, sondern den von Italien und Spanien aufgestachelten politischen Klerus, dem Religion nur eine Flagge ist, um die politischen Hintergründe zu decken.

Im Rahmen einer gewaltigen Ständesitzung läßt das große Spottgedicht die Vertreter der ligistischen Partei in lächerlichstem Aufzug vor unseren Augen erscheinen, sich in Programmreden selbst charakterisieren und die eigenen Umsturzpläne aufdecken. Sie bekennen hier, daß sie den Frieden um jeden Preis verhindern wollen und den ewigen Krieg für Frankreich erstreben, damit in diesem Land Anarchie und Internationalismus zu Hause seien und der spanischen Weltherrschaft nichts mehr in den Weg gestellt würde. In der ersten Rede des Lieutenants der Liga, des Herzogs von Mayenne, zeigt sich das eindeutig revolutionäre Prinzip dieser Partei, die lieber Tod und Verderben auf der ganzen Linie sehen will als den Sieg der französischen Sache. lieber unter den Trümmern Frankreichs begraben sein, als sich die Macht aus den Händen reißen lassen:

„Hé Dieu! mes amis, que deviendrionsnous s'il falloit tout rendre? S'il falloit que je revinsse à mon ancien estat, comment entretiendroy-je mon plat et mes gardes? Il me faudroit passer par les Sécretaires et Tresoriens de l'Espaigne tous nouveaux, au lieu que les nostres passent par mes mains. Mourons, mourons, plustost que d'en venir là. C'est une belle sepulture que la ruyne d'un si grand Royaume que celui-ci, sous lequel il nous faut ensevelir, si nous ne pouvons grimper dessus. Jamais homme qui ayt monté où je suis n'en devala que par force: il y a plusieurs portes pour entrer à la puissance

67) Satire Ménippé. ed. Frank — p. XL —.

que j'ay; mais il n'y a qu'une issue seule pour en sortir, qui est la mort“ [68]).

In diesen Worten spricht der Revolutionär, der nichts zu verlieren hat, wenn er von der Höhe seiner Macht stürzt, als nur sein Leben, der an keine andere Ordnung gebunden ist und deshalb dem Franzosen als das Hassenswerteste und Gefährlichste erscheint, der Fanatiker und Anarchist, der gerade die höchsten Begriffe, die es für den französischen Menschen gibt, Vaterland, Volk, Königstum, hierarchische Ordnung bekämpft und an ihre Stelle das Chaos setzt.

Auch in der aufstachelnden Rede des italienischen Kardinallegaten zeigt die Satire die international gebundene, zerstörende Macht der klerikalen Partei, die nicht nur von Spanien sondern auch von Italien her mit jenem revolutionären Geist durchsetzt wird und alle ihre politischen Ziele auf Kosten der französischen Nation erreichen will. „Guerra donque, Guerra!“ ist der Schlachtruf des Italieners, mit dem er Spanier und Franzosen gegeneinanderhetzen will; denn es erscheint ihm für die Ruhe und Sicherheit seines eigenen Landes besser, wenn diese beiden Nationen sich gegenseitig in Frankreich zerfleischen und um Religion und Krone kämpfen, als in Italien um Neapel und Mailand;

„Guerra donque; guerra o valenti e magnifici Francesi! perche mi pare, quando si ragiona della pace e si parla di trega con questi forfanti heretici manigoldi, che mi sia dato un servitiale d'inchiostro. Considerando che molto meglio è, per la quiete d'Italia e la securità de la santa Sede Apostolica, che i Francesi e Spagnuoli querreggiano tra loro in Francia, o veramente in Flandria, per la religione o la corona, che in Italia per Napoli o Milano“ [69]).

Vor allem vertritt er den Standpunkt der unumschränkten Macht des apostolischen Stuhles über die ganze Menschheit, der von dieser fordern könne, was er wolle, und trifft so am tiefsten das französische Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl, das alle Patrioten gegenüber der Kirche zum Ausdruck gebracht haben. Was seien alle Schenkungen und Beneficien, die Karl der Große und seine Nachfolger dem Papst zuteil werden ließen, gegenüber den zahlreichen Ablässen, die ja bei weitem wertvoller und kostbarer seien und die ganze Menschheit dem Papst verpflichteten!

„Tanto piu grande e riverita sarà sua Santità quanto voi altri homuncioni sarete piccoli e piccolini. E non parlate piu di tanti beni e tanti favori ch'i predecessori vostri hanno fatte a la Santa Sede Apostolica, ancor meno delle richezze e paesi che gli Pape hanno del beneficio di Carlo Magno e di suoi successori Regi di Francia. Questo e cosa fatta. Le Pardonanze che avete ricevute da pochi

68) ebd. — p. 53 —.
69) ebd. — p. 64 —.

anni in qua, con le grantuite Indulgenze e Jubilei, sono di molto piu pregio; basta che le corone e gli scettri del mondo sono à dispositione di Sua Santità, et si possono cambiare, trastullare, e torre e porre, à suo modo“ [70]).

Indem die Satire dem Abgesandten des Papstes solche Worte in den Mund legt, ruft sie das französische Nationalgefühl zu stärkstem Protest auf, da hier der Ruhm und die Ehre seiner heiligsten Güter, des Königtums und seiner glorreichen Geschichte, geschmälert wird. Nichts erfüllt die Franzosen mit größerem Stolz als das Schutzherrnverhältnis ihrer Könige, insbesondere Karls des Großen zur römischen Kirche und zum Papsttum, und hier wird es zu einer solchen Bedeutungslosigkeit herabgemindert, daß alle national empfindenden Franzosen aufs Tiefste empört sein müssen. Mit diesen satirischen Bekenntnissen der verhaßten Gegner erreichen die Autoren der „Ménippée“ noch mehr, als wenn sie selbst mit beredten Worten gegen jene zu Felde ziehen würden; denn gerade durch die Kraßheit und Wahnwitzigkeit der ligistischen und jesuitischen Maximen, wie sie sich aus dem Munde ihrer eigenen Vertreter offenbaren, wird ihre ganze Verwerflichkeit und Lächerlichkeit am besten gezeigt. Trotzdem aber bleiben auch die Autoren nicht mit ihrer eigenen Meinung im Hintergrund, sondern legen ihre Auffassung und Stellungnahme dem Vertreter des „Tiers Estat“, M. d'Aubray in den Mund, der als Stimme des leidenden und gequälten französischen Volkes gegen die ligistischen Staatsfeinde auftritt. Er erkennt das ganze Unheil, das Frankreich über sich ergehen lassen muß, indem es zum Tummelplatz ausländischer Räuber und Verbrecher geworden ist. Paris ist nur noch eine Spelunke entmenschter Horden, von Spaniern, Wallonen und Neapolitanern, ein Asyl für Räuber, Mörder, Diebe und ausländische Schurken, es liegt in den Ketten der spanischen Inquisition, die dem freiheitsliebenden französischen Menschen unerträglicher und qualvoller ist als es der grausamste Tod sein kann:

„O Paris! qui n'es plus Paris, mais une spelunque de bestes farouches, une citadelle d'Espagnols, Wallons et Neapolitains! un asyle et seure retraite de voleurs, meurtriers et assassinateurs; ne veux-tu jamais te ressentir de ta dignité, et te souvenir qui tu as esté, aux prix de ce que tu es?

Ne veux-tu jamais te guarir de ceste frenesie qui pour un legitime et gracieux Roy t'a engendré conquante Roytelets et cinquante tyrans? Te voilà aux fers! te voilà en l'Inquisition d'Espagne, plus intolérable mille fois et plus dure à supporter aux esprits nez libres et francs, comme sont les François, que les cruelles morts dont les Espagnols se scauroient adviser!“ [71]).

70) ebd. — p. 65 —.
71) ebd. — p. 137 —.

Er zeigt, wie das französische Volk leidet unter Armut, Krieg und Hungersnot, wie aller Reichtum und Luxus verschwunden ist, weil die ausländischen Verbrecher es aussaugen und ausplündern, wie alles geistige Leben brach liegt, weil die Universitäten verödet sind und Studenten und Schüler unter Waffen stehen, wie die wahre Frömmigkeit einer Heuchelei Platz gemacht hat und Religion zum Geschäft wird. Und die Ursache aller dieser Nöte und Leiden ist keineswegs eine religiöse, sondern der spanische König allein ist es, der die französischen Fürsten gegeneinander ausspielt und das französische Volk in Parteien spaltet, Verschwörungen anzettelt und mit seinem Gold seine Werkzeuge, die Jesuiten, zum Verderben der französischen Nation mißbraucht. Hier vereinigen sich die Interessen der gallikanischen Partei wiederum mit denen der hugenottischen, indem sie sich beide in der Abwehr dieser italienischen und spanischen Feinde treffen. Wie die Protestanten wenden sich daher auch die Autoren der „Ménippée" gegen das Verbrechen der Bartolomäusnacht, in der sie deutlich das Wirken des spanischen Königs und die stillschweigende Genehmigung des Papstes erkennen, und sehen in dem gesamten französischen Bürgerkrieg eine von den Spaniern angestiftete Sache. Deshalb lassen sie den Redner d'Aubray im Namen des französischen Volkes jede Einmischung von Seiten der Ausländer in die inneren Angelegenheiten seines Landes aufs Energischste verwehren. So bedeutet er dem italienischen Kardinallegaten, daß dieser überhaupt kein Recht habe, über Dinge, die nicht Spanien oder Italien sondern Frankreich allein angingen, mitzureden [72]), und dem spanischen Lieutenant sagt er entschieden, daß es ein Ende haben müsse mit seiner Anarchie und aufrührerischen Betätigung, sonst werde sich die französische Nation, die von Natur aus eine so tapfere und kriegerische sei, gegen ihn und die gesamte Liga erheben; denn wenn diese Nation auch leicht zu verführen und verblenden sei, so kehre sie doch ebenso schnell wieder zu ihrer eigentlichen Pflicht zurück, welche die Verteidigung ihres Königs und der staatlichen Ordnung sei [73]).

In dem Bekenntnis zum nationalen Königtum klingt die große Rede d'Aubrays aus und macht die Satire zu einem feierlichen Hymnus, in dem alles das zusammenklingt, was französisches Nationalgefühl durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch sich erkämpft und gegenüber allem Ansturm von außen her behauptet hat. Die erbliche und nur aus dem Boden Frankreichs gewachsene Dynastie ist der Mittelpunkt, um den sich dieses Nationalgefühl rankt und zu dem das französische Volk durch alle Wirrnisse der Zeit hindurch immer wieder zurückfindet:

„Nous demandons ung Roy et chef naturel non artificiel, un Roy desja faict, et non à faire et n'en voulons point prendre le conseil des Espagnols nos ennemis inveterez, qui veulent être nos tuteurs par

72) ebd. — p. 191 —.
73) ebd. — p. 195 —.

force, et nous apprendre à croire en Dieu et en la foy Chrétienne, en laquelle ils ne sont baptisez, et ne la connaissent que depuis trois jours . . .

Le Roy que nous demandons est desjà faict par la nature, né au vray parterre des fleurs de lis de France, jetton droit et verdoyant du tige de Sainct Loys. Ceux qui parlent d'en faire un autre se trompent et ne scauroient en venir à bout.

On peut faire des sceptres et des couronnes, mais non pas des Roys pour les porter; on peut faire une maison, mais non pas un arbre ou une rameau verd; il faut que nature le produise par espace de temps du suc et de la moelle de la terre qui entretient la tige en sa seve et vigueur. On peut faire un jambe de bois, ung bras de fer et ung nez d'argent, mais non pas une teste. Aussi pouvons-nous faire des Mareschaux à la douzaine, des Pairs des Admiraux, et des Secretaires et Conseillers d'Estat, mais de Roy point: il faut que celui seul naisse de luymesme pour avoir vie et valeur" [74]).

Deshalb ist es für den französischen Menschen völlig ausgeschlossen, einen ausländischen Herrscher anerkennen zu können. Nicht die Infantin von Spanien noch einen ligistischen Fürsten, wie die Herzöge von Lothringen oder Savoyen würden sie auf dem Thron dulden, sondern nur den legitimen König, der aus der rechtmäßigen traditionellen Dynastie entspringt, den Bourbonen Heinrich von Navarra. Er allein kann die Einheit, Freiheit und den Frieden des Landes auf die Dauer gewährleisten durch dieselbe mystische Kraft, die schon seinen Vorfahren innewohnte und die allein aus dem Boden der französischen Heimaterde entspringt:

„Nous recognoissons pour nostre vray Roy legitime, naturel et souverain seigneur, Henry de Bourbon, cy-devant Roy de Navarre. C'est luy seul par mille bonnes raisons, que nous recognoissons estre capable de soubstenir l'Estat de France et la grandeur de la réputation des Français; luy seul qui peut nous relever de nostre cheute, qui peut remettre la couronne en sa première splendeur et nous donner la paix. C'est luy seul et non autre qui peut, comme un Hercules naturel, né en Gaule, deffaire ses monstres hideux, qui rendent toute la France horrible et espouvantable à ses propres enfants: c'est luy seul, et non autre qui exterminera ces petits demy-Roys de Bretaigne, de Languerdoc, de Provence, de Lyonnais, de Bourgogne et de Champagne; qui dissipera ces ducs de Normandie, de Berry, de Solongue, de Rheims et de Soissons: tous les fantosmes s'esvanouiront au lustre de sa présence, quand il se sera sis au throsne de ses majeurs et en son lict de justice qui l'attend en son Palais Royal" [75]).

74) ebd. — p. 204 —.
75) ebd. — p. 207 —.

In diesem Bekenntnis zum angestammten Königtum liegen alle Wünsche und Träume eingeschlossen, die sich in dem kommenden Jahrhundert, dem nationalen Jahrhundert der Franzosen verwirklichen werden, in dem nicht nur die territoriale Zentralisation aller auseinanderstrebenden Vasallen unter der Krone endgültig vollzogen ist, sondern sich auch alle politischen und religiösen Parteien unter der absolutistischen Macht des Königs zusammenfinden. Gerade die „Ménippée" und ihre Parteigänger sind es aber, die die Grundlagen für dieses kommende Jahrhundert bilden, indem die von ihnen vertretene Form des Gallikanismus auch die weiterhin maßgebende und von den absolutistischen Herrschern angestrebte sein wird. Aus hugenottischer Ablehnung ausländischen Geistes in der Kirche und aus katholisch traditioneller Abwehr des Protestantismus hat dieser Gallikanismus die vollkommene Lösung für den französischen Menschen gefunden.

4. Kapitel:

Das lyrische Heimatgefühl als Vollendung des nationalen Programms.

Während das im Vorangehenden aufgezeigte Programm zur Gestaltung nationalen Lebens auf allen Gebieten — Sprache, Dichtkunst, Religion und Sitte — bewußtseinsmäßig aus dem Bedürfnis seiner Zeit heraus von dem französischen Menchen aufgebaut worden ist, bedeutet das abschließend kurz betrachtete eigentliche Nationalgefühl das Aufbrechen einer unbewußt aus dem Innersten seines Wesens kommenden Kraft, wie es sich in der rein emotionalen Lyrik äußert und frei und unabhängig von Programm und Zeitströmungen sich als das zeitlose, metaphysische Verhältnis des Franzosen zu Heimat und Vaterland darstellt. Nicht die politische Gelegenheitslyrik, aus den Kämpfen der Zeit heraus geboren, die entweder den Ruhm der Könige und ihrer Siege preist, oder das Leid des Vaterlandes durch Kriege und Religionszwistigkeiten beklagt, offenbart dieses Verhältnis so wie die Verse, die Heimatboden und -erde besingen und gerade den stärksten Faktor des französischen Wesens zeigen, der allem Kosmopolitismus steuert und ihn nie groß werden lassen kann. Nicht mehr lehrhaft und zweckmäßig einem rationalistischen Plan folgend, kommt dieses Gefühl unbewußt und unbeschwert aus der Tiefe der Seele, so wie es Du Bellay zum Ausdruck bringt, wenn er sagt, daß er in seiner vaterländischen Lyrik alles das vergessen will, was er mühselig in seinem Kunstprogramm erarbeitet hat und zur Beachtung vorschreibt, und nur das Herz seine einfache und wahre Sprache reden läßt:

„J'escry naivement tout ce qu'au coeur me touche!“ [1]).

Keinem anderen Zwecke soll seine Poesie mehr dienen, als nur ein Spiegel seiner innersten Empfindungen sein, in denen er selbst mit einem „vers fait sans art“ die innerste Gemeinsamkeit mit seiner Heimat und seinem Vaterland fühlt:

„Si je n'ay plus la faveur de la Muse
Et si mes vers se trouvent imparfaits
Le lieu, le temps, l'aage où je les ay faits,
Et mes ennuis leur serviront d'excuse.

1) J. Du Bellay: Poésies. éd. Courbet, Paris 1919. 2. Les Regrets, Sonnets XXI. — p. 179 —.

J'estois à Rome au milieu de la guerre
Sortant desjà de l'aage plus dispos.
A mes travaux cherchant quelque repos,
Non pour louange ou pour faveur acquerre.
Ainsi voit-on celuy qui sur la plaine
Picque le boeuf, ou travaille au rempart,
Se resjouir, et d'un vers fait sans art
S'esvertuer au travail de sa peine" [2]).

In dieser Ueberwindung aller regelhaft programmatischen Elemente liegt gleichzeitig die höchste Vollendung dieses gesamten Programms begründet, das mit all seinen Vorschriften und Regeln, mit aller Nachahmung, sei es der Antike, sei es der nationalen Tradition ja im Grunde nur dieses eine Ziel zu erreichen suchte. Es wollte nur das Gerüst bedeuten, über das der französische Dichter geführt werden mußte, um im Preise seiner Heimat sich zur höchsten Vollkommenheit zu steigern und schließlich im Lyrisch-Intuitiven die eigentliche nationale Kunst zu entdecken und zu pflegen, so wie es Karl Voßler an dem Werk Ronsards mit folgenden Worten zeigt:

„Niemals ist Ronsard echter und größer, als wenn er die Freuden und Leiden des natürlichen Menschen aus dem natürlichen Boden seiner Heimat sprießen läßt, den Wein seiner Heimat, den Wald, das Land und die Mädchen seiner Heimat, den Tod fürs Vaterland und das Grab in Frankreichs Erde verherrlicht. An diesem Feuer wird der philologische, antikisierende, italienisierende Charakter seiner Kunst zu echt französischem Golde geläutert" [3]).

Auch diese rein emotionale Kunst ist wie das nationale Programm, das sich in der Gegensätzlichkeit von nationalem Gut und ausländischem, von Volkstum und Tradition und von Antike, Italien, Deutschland und Spanien bewegt, zwischen den beiden polaren Begriffen Vaterland und Fremde eingespannt. Im Ausland erkennen die französischen Dichter gerade erst den Zauber der Heimat und weihen ihr Sehnsuchtslieder voll tiefen, reinen Gefühls, indem sie gerade in der Fremde die Fäden spüren, die sie mit elementarer Gewalt an den Boden, dem sie entstammen, ketten.

1. Marots Sehnsuchtslieder aus der Verbannung.

Die ersten Spuren einer solchen Poesie finden wir in dem Werk Clément Marots, der die quälenden Sehnsuchtsgedanken nach der Heimat, die er während seiner Verbannungszeit in Italien empfindet, in

2) ebd. — p. 165 —.
3) Karl Vossler: Frankreichs Kultur und Sprache, Heidelberg 1929. — p. 239 — Entw. des nat. Stils.

seinen Liedern zum Ausdruck bringt. Obwohl ihn dieses Land so gastlich und freundschaftlich aufnimmt und er gerade dort seine eigentliche dichterische Reife erfährt an der Schönheit italienischer Landschaft, Kunst und Kultur, und im Gegensatz dazu in der Heimat ein Ausgestoßener ist, der vor seinen Verfolgern flüchten muß, so schweigt sein Heimverlangen doch niemals und glücklich preist er den Tag, an dem er in das Vaterland zurückkehren kann. Niemals, auch in der Fremde nicht, hat er aufgehört, ein guter Franzose zu sein und sein Land zu preisen, und alles, was seine Muse ihm an hohen und unsterblichen Werken eingegeben hat, soll immer nur eine Verherrlichung seines Königs und dessen Familie sein:

„Car, quoy que né de Paris je ne sois,
Point je ne laisse à estre bon François;
Et si de moy comme espere l'on pense,
J'ay entreprins, pour faire recompense,
Un oeuvre exquis, si ma Muse s'enflamme,
Qui maulgré temps, maulgré fer, maulgré flamme,
Et maulgré mort, fera vivre sans fin,
Le roy Françoys et son noble Dauphin" [4]).

Sein Herz fließt deshalb über vor Dankbarkeit, als der König ihn nach Frankreich zurückkehren läßt, dem Land, nach dem er vergeblich so lange in der Ferne geseufzt hat: „Où long temps a je ne fais qu'aspirer".

„Puis que du Roy la bonté merveilleuse
De France veult ne m'estre perilleuse,
Puis que je suis de retourner mandé,
Puis qu'il luy plaist, puis qu'il a commandé,
Et que ce bien procede de sa grace,
Ne t'esbahys si j'ay suyvy la trace,
Noble seigneur, pour en France tirer,
Où long temps a je ne fais qu'aspirer" [5]).

Niemals hat er die Erinnerung an sein Heimatland verlieren können, denn durch ein starkes, unzerstörbares Naturgesetz ist er ja mit ihm verbunden, durch dasselbe, das in allen Lebewesen wirkt, in Mensch wie Tier:

„Certes, ainsi, Monseigneur, redoubté,
Si tost que j'euz mon retour escouté,
Et que je vey la grand' nue essuyer
Qui en venant me pouvoit ennuyer,
Mon premier poinct ce fut de louer Dieu,
Et le second de desloger du lieu

4) Clément Marot: Oeuvres complètes éd. Janet, Paris 1873. Epistre à Monseigneur le Dauphin au temps de son exil à Ferrare. — pag. 221 —.
5) ebd. Epistre à Monseigneur le cardinal de Tournon Marot retournant de F. à Lyon. — p. 234 —.

là où j'estois, pour au pays venir
D'où je n'ay sceu perdre le souvenir.
Nature a prins sur nous ceste puissance
De nous tirer au lieu de sa nayssance;
Mesmes longs temps les bestes ne sejournent
Hors de leurs creux, mais toujours retournent“ [6]).

Voll seliger Wiedersehensfreude grüßt er seine Stadt Lyon, ihre Flüsse Saone und Rhône, deren stolzer und ungestümer Lauf ihm die ganze Geschichte des Landes zu erzählen scheinen:

„Dieu garde aussi d'infecte adversité
L'air amoureux de la noble cité.
Dieu garde la Sonne au port bien somptueux,
Et son mary le Rosne impetueux,
Qui puis un peu se demonstra si fier,
Que l'ennemi ne s'y osa fier,
Et dont n'agueres par diligence prompte
S'est retiré César avecques honte“ [7]).

er sieht sie als die „fleuves immortelz“, die in sich den Lebensstrom der ganzen Nation tragen, die die Verbindung sind mit der vergangenen Zeit und das Leben der Gegenwart in die Zukunft hineinfließen lassen. Gerade dieser Gedanke der völkischen Lebenseinheit, die sich in Fluß und Landschaft verkörpert, findet seinen noch vertiefteren Ausdruck bei den beiden anderen großen Lyrikern der Zeit, bei Ronsard und Du Bellay.

2. Du Bellays Sonette an die Heimat während seines Aufenthaltes in Italien.

Wie Marot erfährt auch Du Bellay die Inspiration zu seinen schönsten Heimatliedern in der Fremde, in Italien, wohin er sich als dem Boden der angebeteten Antike gewandt hat, um grenzenlos enttäuscht und ernüchtert zu werden. Gerade hier an den Stätten, die dem italienischen Humanisten heilig sind als Vermächtnis der großen Vergangenheit, kommt ihm, dem Franzosen, die seelische Fremdheit, die ihn in Rom befällt, zum Bewußtsein. Hier spürt er, wie sein Streben und das seiner Landsleute doch etwas ganz anderes ist als die Haltung der Italiener. Nicht genug kann er immer den Widerspruch zu allem, was er in Rom sieht und erlebt, kundtun, und aus innerstem Gefühl heraus wird er davon abgestoßen. Nichts von all dem, was er erwartet hat, findet er wieder, sondern er entdeckt ein Rom der Höflinge, der Bankiers, der Kardinäle,

6) ebd. — p. 235 —.
7) ebd. — p. 236 —.

Prälaten, der Bankette und Laster. Pomp und Luxus der italienischen Paläste stehen gegenüber tiefstem Elend und bitterster Armut, Sittenlosigkeit und Laster herrschen in dem Rom der Renaissance:

„Si je monte au Palais, je n'y trouve qu'orgueil,
Que vice deguisé, qu'une cerimonie,
Qu'un bruit de tabourins, qu'une estrange harmonie
Et de rouges habits un superbe appareil:
Si je descens en banque, un amas et recueil
De nouvelles je treuve, une usure infinie,
De riches Florentins une troppe banie
Et de pauvres Sienois un lamentable dueil:
Si je vais plus avant, quelque part ou j'arrive,
Je treuve de Venus la grand'bande lascive
Dressant de tous costez mil appas amoureux:
Si je passe plus oultre, et de la Rome neufve
Entre en la vieille Rome, adonques je ne treuve
Que de vieux monuments un grand monceau pierreux" [8]).

Rom erscheint ihm als eine einzige große Bühne, auf der sich das Theater des Lebens abspielt, auf der die Glückszufälle die Menschen hin und her werfen, auf der Verbrechen und Schande, Haß und Rache, Ränke und Intrigen, Ehrgeiz und feile Liebe ihr Wesen treiben:

„Veulx-tu scavoir quelle chose c'est Rome?
Rome est de tout le monde un publique eschafault,
Une scene, un theatre, auquel rien ne default
De ce qui peult tomber es actions de l'homme.
Icy se voit le jeu de la Fortune, et comme
sa main nous fait tourner ores bas ores haut;
Icy chascun se monstre, et ne peult tant soit caut
Faire que tel qu'il est le peuple ne le nomme.
Icy du faux et vray la messagere court,
Icy les courtisans font l'amour et la court,
Icy l'ambition et la finesse abonde:
Icy la liberté fait l'humble audacieux
Icy l'oisiveté rend le bon vicieux,
Icy le vil faquin discourt des faicts du monde" [9]).

Ebenso abstoßend wirken auf ihn die Sitten am römischen Hofe, die scheinheilige Würde, die kriecherische Höflichkeit, der Handkuß und die gezierten Ausdrücke, die nur äußerer Schein sind und ein erbärmliches, elendes Innere verbergen sollen:

„Marcher d'un grave pas, et d'un grave sourci,
Et d'un grave soubriz à chascun faire feste,

8) J. Du Bellay: Poésies 2 éd. Courbet. Sonnet LXXX — p. 209 —
9) ebd. Sonnet LXXXII — p. 210 —.

Balancer tous ses mots, respondre de la teste,
Avec un Messer non, ou bien un Messer si:
Entremesler souvent un petit, E cosi,
Et d'un son Servitor' contrefaire l'honneste:
Et, comme l'on eust sa part en la conqueste,
Discourir sur Florence et sur Naples aussi:
Seigneuriser chascun d'un baisement de main,
Et suivant la façon du courtisan Romain,
cacher sa pauvreté d'une brave apparance;
Voila de ceste court la plus grande vertu
Dont souvent mal monté, mal sain, et mal vestu,
Sans barbe et sans argent on s'en retourne en France" [10]).

Entsetzt wendet er sich von der Lasterhaftigkeit des Papstes und der Priester ab, überall, wohin er blickt, faßt ihn der Abscheu vor der Verworfenheit römischen Lebens. Und nimmt er dann seine Zuflucht zu dem Rom der Antike, so fehlt ihm auch hier jede Verbundenheit mit dieser Erde. Nichts läßt er aus seinen Versen herausklingen von jener Begeisterung und Hingerissenheit, die jeden wahren Humanisten beim Anblick der Ruinen erfüllen und ihm das Herz höher schlagen lassen, sondern das einzige, was er an dem geschichtlichen Rom empfindet, ist der Beweis der Vergänglichkeit aller irdischen Güter. Alle Pracht und Herrlichkeit der alten Welt erscheint ihm hier in eine „poudreuse plaine", ein „tumbeaux poudreux" verwandelt zu sein, und nichts kann ihn fesseln an dem „monceau de vieilles ruines":

„Nouveau venu, qui cherches Rome en Rome,
Et rien de Rome en Rome n'appercois,
Ces vieux palais, ces vieux arcz que tu vois,
Et ces vieux murs c'est ce que Rome on nomme.
Voy quel orgueil, quelle ruine: et comme
Celle qui mist le monde sous ses loix,
Pour donter tout, se donta quelquefois,
Et devient proye au temps, qui tout consomme.
Rome de Rome est le seul monument
Et Rome Rome a vaincu seulement.
Le Tibre seul qui vers la mer s'enfuit
Reste de Rome. O mondaine inconstance!
Ce qui est ferme, est par le temps destruit,
Et ce qui fuit au temps fait resistance" [11]).

Wollte man Du Bellay auf Grund seiner unbedingten Anlehnung an Griechen und Römer in seinem Programm der Sprache und Dichtkunst für einen vaterlandslosen Humanisten und einen Verleugner nationalen

10) ebd. Sonnet LXXXVI — p. 212 —.
11) ebd. Les Antiquitéz de Rome.

Geistes halten, so zeigt hier die Stimme seines innersten Gefühls, wie falsch diese Annahme wäre. Gerade in dem Augenblick, da er die Antike richtig kennen lernen und erleben soll, findet er gefühlsmäßig keine Verbindung zu ihr, und beim Anblick ihrer sichtbaren Ueberreste auf ihrem eigenen Boden wird ihr Geist in ihm nicht mehr lebendig, erfüllt ihn nicht mit der gleichen Begeisterung wie einst einen Petrarca. Er ist Franzose und empfindet, daß es fremder Boden ist, auf dem er steht, die Vergangenheit eines fremden Volkes, die zu ihm spricht, und deshalb sieht er ohne Illusionen nur die nüchternen Tatsachen, die sich ihm als Ruinen, als Staub und Asche darstellen. Gerade diese Haltung erhellt uns noch einmal die Hintergründe seines antikisierenden Programms und zeigt, daß es ihm dabei nicht um eine Verherrlichung der Antike als solcher ging, sondern nur um jene Dienstbarmachung ihrer Geistesgüter zum Ziele nationaler Bildung. Fern von aller Schwärmerei der Humanisten, denen römische Erde heimisch und vertraut erscheint und, wie einleitend an der Entwicklung der italienischen Renaissance gezeigt wurde, Trägerin des Lebensstromes der Vergangenheit zu den Menchen der Gegenwart bedeutet, bleibt Du Bellay ein Fremdling in dieser Welt. Gerade hier erkennt er, daß die Wurzeln seines Seins woanders liegen, und in grenzenlosem Heimweh beklagt er sein Geschick, das ihn im Ausland weilen läßt:

„Malheureux l'an, le mois, le jour, l'heure et le poinct,
Et malheureuse soit la flateuse esperance,
Quand pour venir icy j'abandonnay la France:
La France, et mon Anjou, dont le desir me poingt“ [12]).

Unglückselig der Tag, an dem er das Vaterland verlassen hat in einer trügerischen Hoffnung, Glück, Schönheit und inneren Reichtum in dem Lande der angebeteten Antike zu finden! Das einzige, was er aber von diesem Aufenthalt mit zurückbringt, ist die tiefe Reue im Herzen darüber, daß er die Heimat aufgegeben und einen so schlechten Tausch dafür gemacht hat:

„Quand je te dis adieu, pour m'en venir icy,
Tu me dis, (mon Lahaye) il m'en souvient encore,
Souvienne toy, Bellay, de ce que tu es ores,
Et comme tu t'en vas, retourne t'en ainsi.
Et tel comme je vins, je m'en retourne aussi:
Hors mis un repentir qui le coeur me devore,
Qui me ride le front, qui mon chef decolore,
Et qui me fait plus bas enfoncer le sourcy.
Ce triste repentir qui me ronge et me lime,
Ne vient (car j'en suis net) pour sentir quelques crime,
Mais pour m'estre trois ans à ce bord arresté:

12) ebd. Les Regrets. Sonnet XXV — p. 181 —.

Et pour m'estre abusé d'une ingrate esperance,
Qui pour venir icy trouver la pauvreté,
M'a fait (sot que je suis) abandonner la France" [13]).

in immer neuen Klageliedern peinigt ihn die brennende Reue über seine Undankbarkeit und Treulosigkeit gegenüber der holden Mutter France, die ihn so liebevoll gehegt und genährt hat. Wie ein verirrtes Schaf überkommt ihn im Ausland Angst und Qual, als irre er unter heulenden Wölfen, und seine Sehnsuchtslieder sind ein einziger Schrei nach der Herde, wo Sicherheit und Geborgenheit zu finden ist:

„France, mere des arts, des armes et des loix,
Tu m'as nourry long temps du laict de ta mammelle:
Ores comme un aigneau qui sa nourrisse appelle,
Je remplis de ton nom les antres et les bois —
Si tu m'as pour enfant advoué quelquefois,
Que ne me respons-tu maintenant, ô cruelle
France, France, respons à ma triste querelle:
Mais nul sinon Echo respond à ma voix.
Entre les loups cruels j'erre parmy la plaine,
Je sens venir l'hyver, de qui la froide haleine
D'une tremblante horreur fait herisser ma peau.
Las tes autres aigneaux n'ont faute de pasture,
Ils ne craignent le loup, le vent ny la froidure:
Si ne suis-je pourtant le pire du troppeau" [14]).

Vor seinem geistigen Auge erscheinen ihm wie ein Zauber die trauten Bilder der Heimat, sein Dörfchen mit den rauchenden Kaminen, die Hütten mit ihren Schieferdächern, die ihm viel besser gefallen als die römischen Paläste in ihrer marmornen Pracht, sein gallischer Loir, der Fluß seiner Ahnen, der ihm mehr zu sagen hat, als der römische Tiber. Alles, was ihm hier so fremd ist, ist ihm dort vertraut, und was ist alle Schönheit Italiens gegen der „dulceur Angevine"?

„Heureux qui, comme Ulyssé a fait un beau voyage,
Ou comme cestuy là qui conquit la toison
Et puis est retourné, plein d'usage et raison,
Vivre entre ses parents le reste de son aage!
Quand revoiray-je helas, de mon petit village
Fumer la cheminée: et en quelle saison
Revoiray-je le clos de ma pauvre maison,
Qui m'est une province, et beaucoup d'avantage?
Plus me plaist le séjour qu'ont basty mes ayeux,
Que des palais Romains le front audacieux
Plus que le marbre dur me plaist l'ardoise fine,

13) ebd. Les Regrets. Sonnet XXVIII — p. 183 —.
14) ebd. Les Regrets. Sonnet IX — p. 173 —.

Plus mon Loyr Gaulois, que le Tybre Latin
Plus mon petit Lyré, que le mont Palatin,
Et plus que l'air marin la doulceur Angevine“ [15]).

In tausend Variationen läßt er immer wieder dieselben Klagen ertönen, die die Qual schildern, die er während seiner dreijährigen Abwesenheit von dem Vaterland empfindet. Unglücklich und elend fühlt er sich in dem Land, dem sonst die Sehnsucht der Humanisten gilt, und sein Jammer beweist immer wieder von neuem, wie wenig in seinem französischen Herzen kosmopolitische Empfindungen Raum gewinnen können, wie er trotz seiner „Ausländerei“, die seinem sprachlichen und literarischen Programm von seinen Zeitgenossen zum Vorwurf gemacht wird, mit allen Fasern seiner Seele nur an seine Heimat gekettet ist und nur in ihrem Boden wurzelt.

Eine ganz besonders innige Verbindung fühlt auch er wie Marot zwischen Mensch und Fluß, der ihm den Pulsschlag der Heimat versinnbildlicht. Der Loir ist es, der ihm gleich einem mystischen Wesen den Geist der Vorfahren vermittelt und der auch sein Leben weiter in die Zukunft tragen wird. In ihm lebt sein Lied und das seines großen Freundes Ronsard, und in der Ewigkeit des Flusses werden auch die Dichtungen beider Unsterblichkeit erlangen:

„Heureux vous estes, mes vers
Heureuse tu es, ma Lire,
Que deux poètes divers
Daignent pour sujet elire,
Pour tes louanges ecrire
Soucelle d'un arc divin
Tire par l'air Angevin
Un trait François, et Patrière.
En courant laisse derriere
Les mieux empennez espris,
Qui volent par la carriere
Des vieux Romains bien appris“ [16]).

Hier ist es das Bewußtsein des Renaissancemenschen, der auf die natürliche Grundlage seines Seins zurückgreift und sich der „Atome“, aus denen er zusammengesetzt ist, klar wird:

„La Nature et les Dieux tout
Les architectes des hômes
Ces deux (ô Ronsard) nous ont
Bâtiz des mesmes atômes“ [17]).

15) ebd. Les Regrets. Sonnet XXXI — p. 184 —.
16) J. Du Bellay: Oeuvres Poétiques, éd. Chamard, Paris 1912. — p. 44 — Contre les envieux poètes à Pierre de Ronsard.
17) ebd.

3. Ronsards nationale Lyrik.

In der Heimaterde findet er die Verbindung zu seinem Landsmann Ronsard, der auf dem Boden dieser Heimaterde ebenso seine ganz Kunst erstehen läßt. Er besingt sein „Pais de Vendomais", seine Flüsse, Felder und Auen, Gebirge und Höhlen, alle die Stätten, an denen er seit der Kindheit die ersten Eindrücke empfangen hat und die ihn auch zum Dichter machten, indem ihn dort die Musen zum ersten Mal in stillen Stunden beglückten. Diese Heimat, in der er auch einst begraben sein möchte [18]), grüßt er abschiednehmend:

„Terre adieu, qui premiere
En tes bras m'as receu,
Quand la belle lumiere
du monde j'apperceu.
Et toy Braye qui roules
En tes eaux fortement
Et toy mon Loir qui coules
Un peu plus lentement.
Adieu fameux rivages
De bel esmail couvers,
Et vous antres sauvages
Delices de mes vers:
Et vous riches campagnes
où presque enfant je vy
Les neuf Muses compagnes
m'enseigner à l'ennuy" [19]).

Nur eine Verherrlichung der Heimat soll seine Dichtung sein, durch seine Werke soll ihr Name bekannt und berühmt werden, der Name seines Ländchens, des Vendomois:

„Sus Vendomois (petit pais) sus donques,
Esjoui toi, si tu t'esjouis onques
Je voy ton nom fameux par mes écris . . ." [20]).

Und nicht nur seine engere Heimat, das Vendomois, will er besingen, sondern auch das größere Vaterland Frankreich. So wie der Grieche Griechenland, der Spanier Spanien, der Italiener Italien, so will er als Franzose Frankreich in seinen Liedern verherrlichen, seine Schönheiten und Vorzüge preisen und seiner ruhmreichen Vergangenheit gedenken:

„Toujours le Grec la Grece vantera
Et l'Espagnol l'Espagne chantera,
L'Italien les Itales fertiles,

18) Ronsard: Oeuvres éd. Laumonier II, Paris 1914—19, IV. livre, Ode IV. De L'Election de son Sepulchre.
19) ebd. IV. liv. III Ode — p. 313 —.
20) ebd. T. 6. A son retour de Gascogne, voyant de loin Paris.

Mais moy François la France aux belles villes
Et son renom, dont le crieur nous sommes
Ferons voler par les bouches des hommes,
Où l'équité et la justice aussi,
Gemelles soeurs y florissent ainsi
Que deux beaux lis ou deux roses, alors
Que le printemps pousse les fleurs dehors!" [21]).

Der Reichtum des Landes, seine Lieblichkeit und Anmut, die Seen, Flüsse, Berge und Felder, die Städte Dörfer und Festungen inspirieren ihn zu immer neuen Lobliedern. Die Franzosen selbst erscheinen ihm als Lieblinge der Götter, die der Feind vergebens bedroht, weil der Himmel sie beschützt:

„Lorsqu'un bon signe au ciel nous est donné
Et Jupiter à main gauche a tonné,
Favorisant le François qu'il estime
Enfant d'Hector, sa race legitime" [22]).

Und so grüßt er diese Erde, die ein so glückliches Volk und so glückliche Herrscher trägt, ihr allein will er dienen und ihr seine Dichtung weihen:

„Je te salue, ô terre plantureuse,
Heureuse en peuple, et en Princes heureuse
Moy ton Poete, ayant premier osé
Avoir ton los en rime composé.
Je te supply, qu'à gré te soit ma Lyre" [23]).

Einen ganz besonderen Platz in seinen Liedern nimmt wie bei Du Bellay auch wieder der Loir ein, als der Fluß seiner Heimat, der seinen Gesang weitertragen soll durch die Jahrhunderte und seinen Namen den kommenden Generationen verkünden. Durch diese Aufgabe aber wiederum geht der Loir selbst ein in das ewige Reich der Musen und wird in diesem ebensolche Unsterblichkeit erlangen, wie einst die Flüsse Griechenlands, deren Namen von den großen Dichtern gefeiert wurden. Das ist das tiefere Streben aller vaterländischen Poesie der Renaissance, der Heimat Ewigkeitswert zu verschaffen. „Eternizant ta gloire de durable memoire", das verspricht Ronsard seinem Loir für kommende Zeiten, indem er ihn aufgenommen hat in seine Gesänge: denn der Ruhm, der durch die Musen kommt, überdauert alle irdischen Vergänglichkeiten in der Ewigkeit des Geistes „Le renom qui des Muses vient, Ferme contre l'aage se tient."

„O Loir, dont le beau cours distille
Au sein d'un pays si fertile
Fay bruire mon renom

21) ebd. — p.79 — Hymne à la France.
22) und 23) ebd.

D'un grand son en tes rives
Qui se doivent voir vives
Par l'honneur de mon nom.
Ainsi Thetis te puisse aimer
Plus que nul qui entre en la mer.
Si Calliope m'est prospere
Fameux comme Amphryse, j'espere
Te faire un jour nombrer
Aux rangs des eaux qu'on prise,
Et que la Grece apprise
A daigné celebrer:
Pour estre le fleuve eternel
Qui baignes mon nic paternel.
Sus donq à haute voix resonne
Le bruit que ma Muse te donne:
Tu voirras desormais
Par moy ton onde fiere
S'enfler par ta riviere
Qui ne mourra jamais:
„Le renom qui des Muses vient,
Ferme contre l'âge tient" [24]).

In der Ewigkeit des Heimatstromes aber hat auch der Dichter das Gefühl des Weiterlebens, und selbst dann, wenn er schon gestorben ist, wird der von ihm verherrlichte Loir noch Kunde geben von seinem Wollen und seinem Streben; wie alles Ziel seiner Kunst nur dahin ging, das Licht aus Griechenland zu holen und es in dem Boden der Heimat Wurzeln fassen zu lassen. Wie Du Bellay, der sich rühmt das italienische Sonnett an den Angevinischen Ufern zum Leben erweckt zu haben:

„Par moy les Graces divines
Ont faict sonner assez bien
Sur les rives Angevines
Le sonnet italien" [25]).

so erkennt auch Ronsard die höchste Aufgabe seiner Dichtkunst darin, daß er antikes Gut zu einem Eigentum seiner Heimat gemacht hat:

„Loir de qui la bonté ne cede
Au Nil qui l'Egypte possede,
Pour le loyer d'avoir
(Eternizant ta gloire
De durable memoire)
Fait si bien mon devoir:
Quand j'auray mon âge accomply,

24) ebd. — p. 124 — Au Fleuve du Loir.
25) Du Bellay :, éd. Courbet. IV. Contre les envieux poètes.

Ensevely d'un long oubly
Si quelque pelerin arrive
Auprès de ta parlante rive,
Dy luy à haute voix
Que ma Muse premiere
Apporta la lumiere
De Grece en Vandomois.
Dy luy ma race et mes ayeux,
Et le scavoir que j'eu des cieux" [26]).

daß er die klassischen Oden nach der Weise der Heimat umgestaltet hat, und so schließlich eine französische Kunst schuf:

„Dy luy que moy d'affaire vuide,
Ayant tes filles pour ma guide,
A tes bords j'encorday
Sur la lyre ces Odes,
Et aux Françoises modes
Premier les accorday:
Et toujours rechante ces vers
Qu'à ton bord je sonne à l'envers" [27]).

In diesen Worten ist zugleich all das ausgedrückt, was die vorliegende Arbeit als Leitgedanken zu nehmen sich bemühte:

Jenes in der französischen Renaissance wirkende wechselnde Kräftespiel, das zwischen Feststehen auf heimatlichem Grund und dem Greifen nach fremdem Gut tätig ist, um so in dem Fluß von Aufnahmen, Abwehren und Umschmelzen zu nationaler Bildung und Kunst, ja der nationalsten Frankreichs zu führen.

26) Ronsard: vgl. Anm.24).
27) ebd.

Schlußwort.

Das nationale Programm der Renaissance als Wegbereiter der Klassik.

Durch dieses Nationalisierungsprogramm ist der klassisch französische Typus geschaffen worden in der Vereinigung antiker und nationaler Elemente, des rationalistischen Ablernens und des intuitiven Genius. Das Programm der Muttersprache führt in Malherbe, dem klassischen Sprachreiniger, der die auf den verschiedensten Wegen begonnene Erneuerung und Verjüngung der Sprache vollendet, zu der klassisch gepflegten Formkunst, die dem französischen Schrifttum nicht nur im kommenden 17. Jahrhundert, sondern auch darüber hinaus sein besonderes Gepräge gibt. Diese bewußt geförderte nationale Eigenart aber nimmt ihren Anfang in dem Programm der Renaissance. Auch in der Theorie der Dichtkunst ist das klassische Prinzip mit seinem rationalistschen, regelhaften Gerüst aus dem „poète endoctriné" und dem „arbitre des mortels" der Plejade entstanden, ihrer fein säuberlich kultivierten Kunst und ihrer „geschmiedeten" Verse, und hat durch die Rückbesinnung ihrer Gegner auf die nationalen Grundlagen der Dichtkunst in der Freiheit und Eigenständigkeit des Alexandriners und des traditionellen französischen Versmaßes eine völlig selbständige französische Form angenommen.

In der „Imitation" der Antike ist die französische Klassik verbunden mit der nationalen „Invention" aber zu einer Blüte und Höchstleistung gelangt, die völlig neue Formen gegenüber ihrem großen Vorbild aufweist. Nicht nur im Formalen jedoch hat sie eine selbständige und einzig dastehende Kunstrichtung gefunden, frei von einer bloßen Anlehnung an das Muster der Antike, sondern auch der innere Geist dieser klassischen Kunst ist etwas anderes und eigenes. Der „esprit classique" ist nicht die wiedererwachte Seele des alten Hellas. War diese naive Schöpferkraft, so ist jener reflektorisch bedingte, im Schillerschen Sinne „sentimentalische" Bewußtheit. Bedeutet dem Griechen höchste Schönheit die vollendete Natürlichkeit und das reine Menschentum, so sieht sie der klassisch französische Mensch in der höchsten Steigerung der Kunst, dem „art cultivé" und „civilisé" des „poète artificiel" der Plejade. Nicht die fest im Diesseits wurzelnde Plastik des griechischen Helden, der nach allen Seiten hin abgerundet und ausgewogen in der Harmonie seiner Körper- und Seelenkräfte den Kampf von Verstand und Leidenschaften nicht kennt und „seines Schicksals Sterne" nicht in seiner Brust fühlt,

sondern in der außer ihm liegenden μοῖρα, noch die metaphysische Hintergründigkeit des faustischen Barockmenschen, wie ihn die italienische Renaissance und die deutsche Reformation geschaffen haben, und in dessen Seele Himmel und Erde, ja das Inferno selbst miteinander ringen, wird zum Urtypus des klassisch französischen Menschen, sondern in seinem Innern kämpft der Verstand um Ordnung und Festigkeit über das Gefühl. Nicht das griechische Menschentumsideal, das in seiner universellen Abstraktion, losgelöst von Zeit und Land, im freien Raum steht, noch die vom Himmel zur Hölle ragende Menschheitsidee der humanistischen Weltanschauung, die in dem Ringen mit der weltverneinenden christlichen Lehre die richtige Einordnung des Menschen in diesen kosmischen Zusammenhang erstrebt, ist richtunggebend für die Haltung des klassischen Franzosen. Er ist a priori eingeordnet und gebunden, indem er in den Rahmen der Gesellschaft hineingestellt ist. Allein aus seinen Beziehungen zu dieser Gesellschaft ergeben sich seine Konflikte, aus den von ihr aufgestellten Gesetzen, die die „raison" anerkennt und die „passion" flieht. Konvention und Gesellschaftsnorm wachen über das Handeln des klassisch französischen Helden und verlangen seine innere Unterordnung unter ihren Geist. Sie bedeuten für ihn dasselbe, was dem innerlich statischen griechischen Helden das Abfinden mit seinem Schicksal und dem Humanisten das richtige Verhältnis des Menschen zu Ueberwelt und kosmischen Lebensgesetzen bedeutet. Auch diese nationale Eigenentwicklung der französischen Klassik nach dem konventionell Gesellschaftlichen hin ist in ihrer Form schon in dem nationalen Programm des 16. Jahrhunderts vorbereitet. Der höfische und vor allem royalistische Zug entspringt allein aus der starken Gebundenheit an das Königtum, unter dessen Protektion das gesamte Geistesleben seine Entwicklung nimmt[1]). In der politischen Bedeutung, die den größten Teil der Literatur des 16. Jahrhunderts politischen Zielen dienen ließ und ihr politische Hintergründe gab, ist auch die spätere Zugewandtheit zu den Staatsproblemen als ein wichtiges Element des klassischen Werkes begründet. Staatsethik und Religion der Klassik wurzeln ebenfalls in der Renaissance und ihrem Nationalisierungsprogramm. Wie die in den religiösen Kämpfen und Bürgerkriegen von den französischen Patrioten immer vertretene Staatsraison den Leitgedanken für ihre politische Stellung- und Parteinahme bildet, so wird diese Staatsraison auch zu einem Corneilleschen Begriff. Wie die nationalen Politiker der Renaissance in der Ablehnung des Machiavellismus eine Staatsethik auf religiöser Grundlage fordern[2]), so erscheint auch das Christentum und die religiöse „fermeté" als Grundlage der Klassik entgegen allen aufklärerisch heidnischen Ideen. Wie schließlich die gallikanische Richtung der Renaissance in der Ab-

1) vgl. 1. Kap., 3: Das Königtum als Träger der Renaissancebewegung.
2) De la Noue: Discours politiques et militaires, 1587 bei Mönch: Literaturgeschichte des 16. Jhdt. — p. 193 —.

lehnung des Jesuitismus, so auch die jansenistisch orientierte Racinesche Haltung[3]), und wie die stoische Philosophie der „constance"[4]) in den Wirren der Bürgerkriege der ruhende Pol in der Auflösung und désordre der Zeit, so ist diese constance die Haupttugend auch des klassischen Menschen, durch die er dem Ansturm der chaotischen Gefühle und Leidenschaften zu trotzen vermag, durch die er fest bleibt und klar sieht, auch in der höchsten Seelennot, und die so zum Ausdruck aller urfranzösischen klassischen Mentalität wird.

In dem Werk des aus der Renaissancezeit herauswachsenden Staatsmannes und Philosophen Guillaume du Vair finden sich alle diese für die klassische Haltung symptomatischen Züge.

Aus der Zerrüttung seiner Zeit, dem Elend und der Not der Bürgerkriege heraus richtet er jenes Ideal auf, das als das klassische und sozusagen ewig französische offenbar wird. Das oberste Gesetz dieser Haltung ist die Beherrschung aller Kräfte, die allein zu Beständigkeit und innerem Gleichmut führen kann. Haltung in Unglück und Not, innere Ruhe trotz Qualen und Leiden ist hier das höchste Ziel allen sittlichen Strebens: le repos de l'âme, la tranquilité de l'esprit[5]). Mäßigung im Schmerz wie im Zorn, das ist das Ideal, das Du Vair seinen Zeitgenossen an der heroischen Haltung der Antike, insbesondere der spartanischen Unempfindlichkeit gegenüber Körperqualen und Züchtigungen preist als einer völligen Beherrschung des Körperlichen durch Wille und Geist. Es ist nicht die Haltung des faustisch germanischen Menschen, der in der Ausgestaltung und der Ausdrucksmöglichkeit aller seiner natürlichen Kräfte die Vollendung sieht, der diese Kräfte, auch die der Leidenschaften, nicht unterbindet oder als schädlich verwirft, sondern sie voll entfaltet, nur veredelt und vervollkommnet, und den in der Bejahung alles Lebens und alles Natürlichen in seiner unerschöpflichen Vielgestaltigkeit — auch der Gefühlswelt mit ihren Höhen und Tiefen — nicht Ruhelosigkeit und Bangigkeit beschleicht, sondern der darin gerade, in dem Gleichklang mit der großen Allnatur seine innere Harmonie und seinen Seelenfrieden findet. Diese Hingabe an Natur und Schöpfung und das Bejahen ihrer kosmischen Lebensgesetze gilt dem Franzosen Du Vair nicht allein als sittliche Norm. Er sieht vielmehr in der Natur gerade einen Zwiespalt, jenen aus Stoa und Christentum bedingten Gegensatz zwischen der Welt des Verstandes und der Empfindungen, zwischen Körperlichkeit und Geist, den er nur mit Hilfe der Vernunft zu überwinden imstande ist, weil diese allein in dem Chaos der Gefühlsmächte klar urteilen, abwägen, abschätzen und ordnen kann. So ist die klare

3) Jean Racine: in „Phèdre" die Gestalt der Oenone, die als Vertraute der Königin in jener als „jesuitisch" gebrandmarkten Haltung gezeichnet ist.
4) Guillaume du Vair: Traité de la Constance et Consolation ès calamitéz publiques. éd. Jacques Flach, Funck-Brentano, Paris 1915.
5) ebd. — p. 81 —.

vernünftige Einsicht, „l'entendement", die höchste Seelenkraft des Menschen, die ihn von der Herrschaft der „tyrannique passion" befreit und die allein ihn vor seinem tiefsten Unglück bewahrt:

> „En l'homme la plus haute et souveraine puissance de l'âme, qui est l'entendement, estant posée au plus Haut lieu, comme en une trône, pour conduire et gouverner toute sa vie et toutes ses actions, a disposé et ordonné sous soy une puissance que nous appelons „estimative", pour connoistre et juger, par le rapport des sens la qualité et condition des choses qui se presentent, avec autorité de mouvoir nos affections pour l'exécution de ses jugements" [6]).

Ueber die antike stoische Lehre von der Haltung im Leiden, von der inneren Zucht und der Beherrschung und Verhaltenheit der Affekte hinaus ist hier bei Du Vair auch noch die alte thomistische Weltanschauung wirksam, die in Frankreich ja in der Scholastik ihren fruchtbarsten Boden gefunden hat. Es ist die Auffassung von der stufenförmig aufgebauten Seinsordnung, welche durch die nach unten strebenden „passiones" zerstört, durch die nach oben wirkende „ratio" dagegen geordnet und in ihrer Gesetzmäßigkeit erhalten wird. Die Vernunft allein ist es, die, den bösen Neigungen entgegen, den Menschen nach oben und zu sittlicher Vollkommenheit führen kann:

> „Les afflictions, qui sont portées constamment, et avec le contrpoids de la raison, nous entretiennent droits et fermes; et, au lieu qu'autrement nous pencherions trop vers la terre, nous relèvent vers le ciel" [7]).

Die Verheerung, welche das Umstürzen dieser logischen Weltordnung durch die Leidenschaften anrichtet, zeigt die Klassik an den Menschengestalten Racines, die an ihrem Verstoß gegen die Gesetze der Vernunft zugrunde gehen. Eine von dem klaren Bewußtsein ihrer Schuld erfüllte und dadurch zur Verzweiflung getriebene Phädra ist der Beweis für das Bestehen eines absoluten Sittengesetzes, das nur das Recht der Vernunft, nicht aber das individueller Gefühle und Leidenschaften erkennt. Aufrecht und fest gegenüber den Anfechtungen der als verderblich anerkannten passion aber stehen die Helden Corneilles, deren Verstand über das Chaos der Gefühle siegt, und die im Bewußtsein ihrer mit Hilfe der Vernunft hergestellten inneren Ordnung jenen Gleichmut, jene Mäßigung und Beständigkeit besitzen, wie sie Du Vair in seiner Lehre von der „constance" als erstrebenswert hinstellt. Auch in dem christlich gläubigen Vertrauen auf die Richtigkeit jenes höchsten sittlichen Prinzips bildet Du Vair die Grundlage für den Ideengehalt der Klassik. Ueber die Stoa hinaus sieht er in dem obersten Sittengesetz noch das Walten eines persönlichen Gottes, wie ihn die Weltanschauung des Christentums

6) e b d. — p. 65 —.
7) e b d. — p. 183 —.

erkennt. Nicht das bloße Wirken eines logischen Prinzips ist es, was die Weltordnung und Sittlichkeit bestimmt, sondern ihm gibt darüber hinaus noch der christliche Gottesbegriff die Antwort auf alle letzten Fragen, die seine Seele beunruhigen und von jener ersehnten inneren Festigkeit und Harmonie fernhalten könnten. Im Bewußtsein der Unsterblichkeit der menschlichen Seele und in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits wurzelt letzten Endes seine ganze Kraft, ruhig und gefestigt durch die Leiden dieser Zeit zu gehen, in der Elend und Unglück regieren. Dieses Bewußtsein allein gibt ihm Geduld und Mut auszuharren, ruhig und gleichmütig alles zu ertragen, da diese Welt des Jammers ja doch nicht die wahre Heimat der Seele und nicht die letzte Erfüllung all ihres Sehnens und Glücksverlangens ist:

„Car nous n'avons rien qui nous témoigne autant l'immortalité de nos âmes et face resplendir plus clairement l'espoir de la vie éternelle que le courage que nous donne la constance, laquelle, nous exhortant aux braves et génereuses actions et à la patience, semble nous en proposer quant et quant la récompense et nous donner un secret ressentiment du lieu où nous la devons attendre; qui n'est pas en ce misérable et mortel monde, où tout est plein de misère et pauvreté et où — comme dit le poète grec — la calamité se promène continuellement sur les testes des hommes; mais là-haut, au ciel, en une cité permanante qui est le vrai et naturel domicile de l'âme et le port où, après les flots et la tourmente de la terre, elle doit surgir et se reposer éternellement, pleine de rejouissance et de contentement, tels que lui peut donner l'heureux objet et la sainte fruition de toutes les beautez et bontez du monde, puisées en leur pure et première source“ [8]).

Wie sehr gerade diese Weltanschauung ein Wesenskern der französischen Klassik ist, beweist kein geringerer als der Dichter des „Polyeucte“ und spätere Uebersetzer der „Imitation de Jésus Christ“. Nicht anders, als Du Vair es mit seinen Worten ausgedrückt hat, sieht auch der Held Corneilles in dem irdischen Dasein nur eine Zwischenstation, etwas Vergängliches und Flüchtiges, das es nur zu durcheilen gilt, um dann erst zu dem wahren Ziel des Menschen, der ewigen Glückseligkeit zu gelangen. Nur aus dieser klaren Erkenntnis heraus vollzieht sich in der Seele Polyeuctes jener kunstvoll aufgebaute logische Aufstieg von der Welt des Irdischen, die ihn, an seine Gefühle und menschlichen Neigungen appellierend, noch gefesselt hält, über das verstandesmäßige Erkennen und Verspotten seiner eigenen Schwachheit bis zur völligen Ueberwindung alles Irdischen durch die unerschütterliche Ueberzeugung von der Existenz eines besseren Jenseits [9]). Auch hier ist in dem Constance-

8) ebd. — p. 183, f. —.
9) Pierre Corneille: Polyeucte, acte IV, scène II.

Begriff Du Vairs wieder ein Teil des Ideengehaltes der späteren Klassik zu erkennen, wie sein gesamtes Werk in der Synthese von antiker stoischer Philosophie, mittelalterlich thomistischem Rationalismus und christlicher Religiosität zur Festlegung der geistigen Grundlagen der Klassik beiträgt.

Du Vair aber ist nicht ein einzelner, sondern der Sprecher seines gesamten Zeitalters, dessen Ideen und Gefühle er zum Ausdruck bringt, jenes Zeitalters des Erwachens und Neugeborenwerdens, der Befreiung und Evolution, welches aus dem tiefen geistigen Fonds des eigenen Volkes schöpft, um die ihm wesensgemäße Art zu finden und für kommende Zeiten zu fixieren. Die französische Wesensart, die von den Franzosen des 16. Jahrhunderts erkannt, bewußt geformt und ausgestaltet, ja geradezu organisiert wurde, bildet den Typus des französischen Geistes, wie er in die Kulturepoche der Neuzeit tritt und darin durch mehr als zwei Jahrhunderte eine tragende Rolle spielt. Immer wieder lassen sich die Grundzüge dieses französischen Wesens bis in modernste Zeiten hinein erkennen, so wie sie in der Renaissance erstmalig in Erscheinung traten.

Aus dem klaren Wissen um sein nationales Wesen entspringt Frankreichs Kraft zur Herrschaft im europäischen Raum, die immer dann am stärksten und glanzvollsten war, wenn sie in einer Form auftrat, in der sich die französische Eigenart am reinsten verkörperte. Was wäre dem Franzosen nach aller vorangegangenen völkischen Erziehung wesensgemäßer gewesen als jene von Staatsraison und Prestige, von Nationalismus und Imperialismus, von Zentralisation, Merkantilismus und Gallikanismus bestimmte absolutistische Staatsform, die ihn zu politischer Macht und Größe führte? Welche künstlerische Form wäre ihm näherliegend als das Werk seiner Klassik, in dem er eine auch auf andere Völker grundlegend wirkende Höchstleistung schuf? Und durch welche Philosophie hätte er einen umfassenderen Einfluß gewinnen können als durch den urfranzösischen Rationalismus des Aufklärungszeitalters, der jenen Brand im Namen des Nationalidols „raison" entfesselte, durch den Frankreich von so tragender und einschneidender Bedeutung für das gesamte Abendland wurde?

In all diesen Erscheinungsformen eines Eroberungsfeldzuges des französischen Geistes in Europa sind aber klar und deutlich jene Züge zu erkennen, die in dem Nationalisierungsprogramm der Renaissance geweckt wurden.

LITERATUR-VERZEICHNIS

1. Zeitgenössische Quellen.

Die Häufigkeit der im Text vorkommenden Zitate aus den im folgenden angeführten Quellen des 16. Jahrhunderts ist aus dem Bestreben heraus zu erklären, nicht über die Werke jener Zeit nur inhaltlich zu referieren, sondern ihre Autoren selbst sprechen zu lassen, weil allein durch die ihnen eigene Ausdrucksweise und Stilbesonderheit der wahre Eindruck von der elementaren Kraft und dem naiven Gefühlsimpuls ihres Patriotismus vermittelt werden kann.

Aus demselben Grunde wurden die Zitate auch völlig wörtlich in ihrer sprachlichen und orthographischen Regellosigkeit und Unvollkommenheit wiedergegeben.

Amyot, Jacques: Plutarch.
— 1. Vies des hommes illustres 1559.
— 2. Oeuvres morales 1572.

Arnauld, Antoine: 1. L'Anti-Espagnol 1594.
— 2. Franc et véritable discours au Roy par le rétablissement qui luy est demandé par les Jésuites.

d'Aubigné, Agrippa: 1. Histoire Universelle 1616—20.
— 2. Tragiques. (1. Misères, 2. Princes) 1577, 1. éd. 1616.
— 3. Les aventures du Baron de Foeneste 1617—19.

Bodin, Jean: Rede zu den Konsuln von Toulouse über Jugenderziehung 1559 bei Brunot: Histoire de la langue française t. 2.

Budé, Guillaume: 1. De Asse 1515.
— 2. Commentarii linguae graecae 1529.

Canappe: 1. Galienus-Uebersetzung 1541 u. 1583.
— 2. Du mouvement des muscles 1541.
— 3. Guidon de la pratique en chirurgie, éd. Canappe 1538.

le Caron, Louis: Philosophie 1555 u. 83.

Colin, Sébastien: Déclaration des abus et tromperies que font les apoticaires 1553.

De Beaune, Jean: bei Emile Roy; Lettre d'un Bourgignon contemporaine de la Deffence et Illustration de la langue française. Paris 1885 in Rev. d'hist. litt. de la France.

De la Noue: Discours politiques et militaires 1587.

Des Autelz, Guillaume: Répliques aux furieuses deffences de Louis Meigret; vgl. auch Glaumalin de Vezelet.

Des Periers, Bonaventure: Oeuvres éd. L. Lacour, Paris 1856.

Du Bellay, Joachim: 1. La Deffence et Illustration de la langue française 1549 éd. Henri Chamard, Paris 1904.
— 2. Oeutes poétiques a) Chamard, Paris 1912; b) éd. Couerbet, Paris 1919.
Du Fail, Noel: Propos rustiques, Balivernes, Contes et Discours d'Eutrapel 1547, éd. Jean Marie Guichard, Paris 1842.
Du Plessis-Mornay: Mémoires et correspondence. éd. 1824 Paris.
Du Vair, Guillaume: Traité de la Constance et Consolation ès calamitéz publiques 1594. éd. J. Flach, Funck-Brentano, Paris 1915.
Dolet, Estienne: La manière de bien traduire d'une langue en autre. Lyon 1540.
Estienne, Henri: 1. Apologie pour Hérodote 1566. éd. Ristelhuber 1879.
— 2. Deux Dialogues du nouveau langage françoys italianizé. 1578. éd. A. Bonneau, Paris 1883.
— 3. La Précellence du langage françoys. éd. Edm. Huguet, Paris 1896.
— 4. Traité de la conformité du langage françoys avec le grec. 1565.
Estienne, Robert: Thesaurus linguae latinae. 1531.
Fontaine, Charles: Epigrammes. 1546 Paris, Jeanne de Marnef.
Godard, La Fontaine de Gentilly. 1595 Paris. Est. Prevosteau.
Lemaire, Jean: 1. Illustrations de Gaule et Singularitéz de Troyes. 1505—13. éd. Stecher Louvain 1882.
— 2. Concorde des deux langages. 1511.
Marnix de Ste, Aldegonde, Graf: Tableau des différends de la religion ou Traité de l'Eglise. Leyden 1601, Rochelles 1605.
Marot, Clément: Oeuvres complètes. éd. Jannet, Paris 1873.
Meigret, Louis: Tretté de la grammaire françoyse. Paris 1550. Neudr. W. Förster, Heilbronn 1888.
Paré: 1. Traité sur la peste. 1568.
— 2. Méthode de traiter les playes faites par harquebutes. 1545.
Pasquier, Estienne: 1. Les Recherches de la France. 1560—1621.
— 2. Lettres. 1568—1619. a) éd. Amsterdam 1723. b) Léon Feugère, 1849.
Peletier du Mans, Jacques: 1. Art poétique. Lyon 1555.
— 2. Oeuvres poétiques. èd. 1847, Paris. Neudruck 1904.
de Pibrac, Guy du Faur: Quatrains. 1584.
Rabelais, François: Le premier livre de Pantagruel. Lyon 1533.
Ramus, Pierre: Grammaire gauloyse. 1572.
Rapin, Nicolas: Harangues et lettres inédites du Roy Henri IV suivies de lettres inédites du poète Nicolas Rapin. Lille 1879/Halphen.
Ronsard, Pierre: Oeuvres a) éd. Blanchemain 1857—1867. b) éd. Laumonier 1902. c) éd. Marty-Laveau 1887—1893.
le Roy, Louis: 1. Le Phédon 1553.
— 2. öffentliche Rede über den Gebrauch der Muttersprache. 1576.
Saliat, Pierre: Traduction de Salluste. 1537.
Satire Ménippé: ca. 1594 éd. Marcilly J. Frank, Oppeln 1844.
Sébillet: Art poétique, 1548. Felix Gaiffe, Paris 1910.
Seyssel, Claude de: 1. La grant monarchie de France. Paris 1541.
2. Prologue de la translation de Justin adressé à Louis XII. (verf. 1509, veröffentl. 1559) bei: F. Brunot: Un projet d'enrichir, magnifier et publier la langue française en 1509. in Rev. d'hist. litt. de la Fr. 1894.

Tabourot, Bigarrures. 1582—1586.
Tahureau, Jacques: 1. Oraison au Roy de la grandeur de son règne et de l'excellence de la langue française. 1555.
— 2. Poésies. 1554.
Tory, Geoffroy: Champ fleury. 1529.
Tyard, Pontus de: Second Curieux. 1557, éd. Marty Laveau.
Vauquelin de la Fresnay, Jean: L'Art poétique. 1574 Paris, Garnier 1865 éd. Pellissier.
Vezelet, Glaumalin de: Traité de L'Orthographe des Meigretistes. vgl. Guillaume des Autelz.

2. Sonstige Literatur:

Ambrière, Fr.: Joachim du Bellay. Paris 1931.
Assézat, J.: Les oeuvres facétieuses de Noel du Fail. Paris 1874.
Aulard, A.: Le Patriotisme français de la Renaissance à la Revolution. Paris 1921.
Becker, Henri: Un humaniste au XVIe siècle (Louis le Roy). Paris 1898.
Becker, Ph. August: 1. Bonaventure des Periers als Dichter und Erzähler. Wien 1924.
— 2. Aus Frankreichs Frührenaissance. München 1928.
Bernard, Auguste: Geoffroy Tory, peintre et graveur. Paris 1965.
Birch-Hirschfeld: Geschichte der französischen Literatur seit Anfang des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1889.
Blignières A. de: Essai sur Amyot te les traducteurs français au XVIe siècle. Paris, Durand 1851.
Bourciez, Ed.: Les moeurs polies et la littérature de cour sous Henri II. Paris 1886.
Brunetière, Ferdinand: Histoire de la littérature française classique. 1. Bd. De Marot à Montaigne. Paris 1909—19.
Brunot, F.: Histoire de la langue française t. II. Paris 1906.
Burckhardt, Iakob: Die Kultur der Renaissance in Italien. 1860. Ausg. Geiger 1908.
Cabos, Abbé Alban: Guy du Faur de Pibrac, un magistrat poète au XVIe siècle. Paris 1922.
Chamard, Henri: 1. L'invention de l'ode et le différend de Ronsard et du Bellay. Rev. d'hist. litt. 1899.
— 2. Joachim du Bellay. Paris Diss. Lille 1900.
— 3. vgl. Du Bellay: Deffence et Illustration.
Chardon, H.: La vie de J. Tahureau. 1884.
Clément, Louis: Henri Estienne et son oeuvre français. Thèse Paris 1898.
Corneille, Pierre: Polyeucte.
Darmesteter-Hatzfeld: Le XVIe siècle en France. Tableau de la littérature et de la langue. Paris 1895.
Delaruelle: Etudes sur l'humanisme français. Guillaume Budé. Paris 1907.
Dieterle, Hans: Henri Estienne. Diss. 1895 Straßbourg.
Diez, Friedr.: Ethymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. Bonn 1853.

Douarche: L'Université de Paris et les Jésuites. Paris 1889.

Doucet, Roger: Etude sur le gouvernement de François Ier dans ses rapports avec le Parlement de Paris. 1921.

Dupont-Ferrier: La formation de l'état français et de l'unité française des origines au milieu du XVIe siècle. 1929.

Egger: L'Hellenisme en France. Paris 1869.

Epstein, Tilly: Kosmopolitische und nationale Ideen in der französischen Literatur des 16. Jahrhunderts. Diss. Frankf. 1924.

Feugère, Léon: Essai sur la vie et les oeuvres d'Estienne Pasquier. Didot 1849.

Förster, Richard: Die sogenannten fazetiösen Werke Noels du Fail. Lpzg. Diss. Halle 1912.

Gamillscheg: Ethymologisches Wörterbuch der franz. Sprache. Heidelberg 1926—28.

Geiger, Ludwig: Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. Berlin 1882.

Gmelin, Hermann: Das Prinzip der Imitation in den romanischen Literaturen der Renaissance. Erlangen 1932.

Grosjean, Georges: Le sentiment national dans la guerre de cent ans. Paris 1927.

Günther, F.: Estienne Pasquier. Bernburg 1851.

Hackett, Francis: Franz. I. Bln. Rowohlt 1936.

Hanoteaux, Gabriel: Sur les chemins de l'histoire I. (Théorie du Gallicanisme). 1924.

Hauser, Henri: Le principe des nationalités. Paris 1916.

Hennebert: Histoire des traducteurs français des auteurs grecs et latins pendant le XVIe siècle. 1858.

Henningsen, Wilhelm: Das Verhältnis der französischen Plejadendichtung zur älteren französischen Literatur. Diss. Kiel 1914.

Hintze, Hedwig: 1. Der nationale und humanitäre Gedanke im Zeitalter der Renaissance. Euphorion XXX 1/2 1929.

— 2. Staat und Gesellschaft der französischen Renaissance unter Franz I. in Deutsche Vierteljahrschrift f. Literaturwissenschaft und Geistesgesch. V., 3.

Huizinga, Jakob: Herbst des Mittelalters. München 1924.

Jacquet, A.: Le sentiment national au XVIe siècle. (Claude de Seyssel) in Rev. des quest. hist. LVII. p. 400.

Jugé, Cl.: Jaques Peletier du Mans. Paris 1907.

Kämpf, Helmut: Pierre Dubois und die geistigen Grundlagen des französischen Nationalbewußtseins um 1300. Lpzg. Bln. 1933.

Knauer, Karl: 1. Die vaterländische Dichtung der Franzosen von der Frühzeit bis zum Anbruch des großen nationalen Jahrhunderts.

— 2. Die politische und vaterländische Dichtung der Franzosen im Zeitalter der nationalen Festigung. in Zeitschr. f. neusprachl. Unterricht. 1936/37.

Larwill: La théorie de la traduction au début de la Renaissance. Diss. München 1935.

Lefranc, Abel: Le Patriotisme français au temps de la Renaissance. 1915.

Lenz, Konrad: Joachim Du Bellay und die Antike. Diss. Marburg 1922/23.

Livet: La Grammaire française et les Grammairiens au XVIe siècle. 1859.
Michelet, Jules: Histoire de France. t 7. 1855.
Mönch, Walter: 1. Frankreichs Literatur im 16. Jahrhundert. Berlin 1938.
2. Die italienische Platonrenaissance und ihre Bedeutung für Frankreichs Literatur und Geistesgeschichte. Berlin-Ebering 1936.
Morf, Heinrich: Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance. Straßbourg 1914.
Müntz, V. E.: La Renaissance en Italie et en France au temps des Charles VIII. Paris 1885.
Neubert, Fritz: 1. v. Klemperer-Hatzfeld-Neubert: Die romanischen Literaturen von der Renaissance bis zur französischen Revolution. (O. Walzel's Handbuch der Literaturwissenschaft). Potsdam 1926.
— 2. Gegenwartsaufgaben der Romanistik. in Neuphil. Monatsschrift.
Nolhac, Pierre: Ronsard et l'humanisme. Paris 1921.
Philipot, Emmanuel: La vie et l'oeuvre littéraire de Noel du Fail. Paris 1914.
Picot, Emile: Les français italianisants au XVIe siècle. Paris H. Champion 1906—07.
Plattard, Jean: 1. Vie de François Rabelais. Paris, Bruxelles 1928.
— 2. La Renaissance des lettres en France de Louis XII. à Henri Iv. 1925.
— 3. Guillaume Budé et les origines de l'humanisme français. Paris 1923.
Ranke, Leopold von: Französische Geschichte. II. 3. Aufl. 1877.
Redenbacher, Fritz: Die Novellistik der französischen Hochrenaissance. in Zeitschr. f. frz. Sprache und Literatur. (Körting-Koschwitz). Bd. 49.
Rénaudet: Préréforme et humanisme à Paris pendant les premières guerres d'Italie. Paris 1916.
Rosenbauer: Die poetischen Theorien der Plejade nach Ronsard und Du Bellay. Erlangen und Leipzig 1895. Münchner Beitr. z. roman. u. engl. Philologie.
Sainte-Beuve: Tableau de la poésie française au XVIe siècle. t. XII 1828.
Saint Marc-Girardin: Tableau de la Littérature française au XVIe siècle. nouv. éd. Paris 1868.
Scharschmidt, E.: Estienne Pasquier. Diss. Bautzen 1892.
Schneegans, Heinrich: Geschichte der grotesken Satire. Straßburg 1894.
Stegemann, Hermann: Kampf um den Rhein. Stuttg., Bln., Lpzg. 1924.
Sturel, René: Jacques Amyot. Paris Champier 1908.
Villey Pierre: Les sources italiennes de la Deffence et Illustration. 1908.
Voigt: Die Wiederbelebung des klassischen Altertums. Berlin 1881.
Vossler, Karl: Frankreichs Kultur und Sprache. Heidelberg 1929.
Waddington, Charles: Ramus. Paris 1855.
Walser, Ernst: Gesammelte Studien zur Geistesgeschichte der Renaissance. Basel 1932.
Wechssler, Eduard: Esprit und Geist. Bln. Lpzg. 1927.
Wiese, Berthold: Altitalienisches Elementarbuch. Heidelberg 1928.
Wilhelm, Julius: Das Fortleben des Gallikanismus in der französischen Literatur der Gegenwart. 1933.
Zeller: Nationalität und Humanität. in Vortr. u. Abhdlgen. 2/1877.

Lebenslauf.

Am 31. 8. 1915 wurde ich, Marianne, Carola Witton, in Ziegenhals, Schlesien, geboren. Meine Eltern sind der Landgerichtsdirektor Dr. iur. Leo Witton und seine Ehefrau Hedwig, geb. Filke.

Nach dreijähriger Vorschule besuchte ich von 1925—1927 das Staatliche Humanistische Gymnasium zu Neustadt/O.S., von 1927—1930 die Realgymnasiale Studienanstalt der Ursulinen zu Breslau und von 1930—1933 das Städtische Oberlyzeum zu Neiße.

Nach Ablegung meiner Reifeprüfung ging ich Ostern 1933 in ein französisches Internat mit Besuch einer städtischen Schule in Lausanne, wo ich mir als Abschluß ein „Diplom der französischen Sprache" erwarb. Mit Winter-Semester 1933/34 begann ich sodann mein Studium an den Universitäten Berlin, Breslau, Köln in den Fächern Deutsch, Französisch, Italienisch, Geschichte.

Meine akademischen Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten: Ernst Bertram, Gisbert Beyerhaus, Hugo Friedrich, Ernst Gamillscheg, Johannes Hessen, Eugen Kühnemann Friedrich von der Leyen, Paul Merker, Walter Mönch, Gustav Neckel, Fritz Neubert, Rudolf Palgen, Julius Petersen, Friedrich Ranke, Eduard Spranger und Eduard Wechßler.

Meinen besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Neubert für Anregung und Förderung dieser Arbeit.